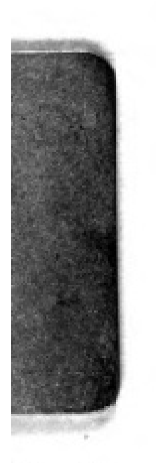
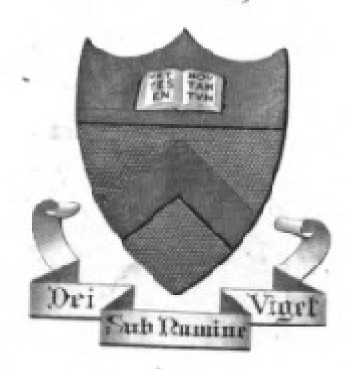
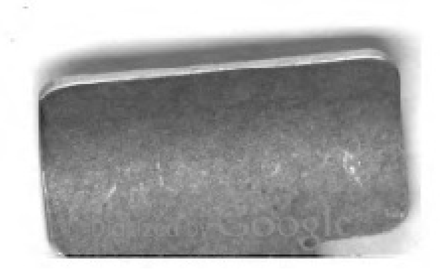



Dei
Sub Numine
Viget



523

Serenus

Äskulap

d.

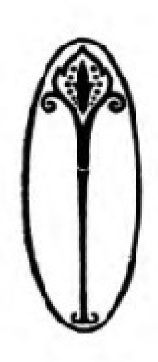
Åskulap als Harlekin

Äskulap als Harlekin

Humor, Satire und Phantasie aus der Praxis

Von

med. Dr. Serenus, pseud. of
Wilhelm Stekel.



Wiesbaden
Verlag von J. F. Bergmann
1911

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Geleitworte.

Wir Ärzte üben eine traurige Kunst aus. Wir leben von den Beschwerden und Leiden der Mitmenschen. Äskulap ist ein ernster Kämpfer, der seine besten Kräfte im Ringen mit dem Tod verbraucht.

Nun hat er auf einmal Faschingsgelüste, will ein Narrenkleid anziehen und als Harlekin seine Schellen klingen lassen. Hat Äskulap den Verstand verloren? Sollte man den Narren nicht in ein Tollhaus sperren lassen, um ihn unschädlich zu machen? Jedes Gewerbe erfordert seine Stimmung und seine Haltung. Hat man je etwas von einem Ball der Totengräber vernommen?

Geduld, liebe Freunde! Habt ihr vergessen, daß der große Menschenkenner Shakespeare den Totengräber immer als humorvollen Philosophen geschildert hat? Der arme Mann müßte ja in den Tränen der Leidtragenden ertrinken, wenn ihn nicht sein gesunder Humor vor Todesangst und Spintisieren schützen würde. Auch wir Ärzte brauchen eine Dosis Humor, wenn wir unseren Kranken ruhige und tatkräftige Helfer sein sollen. Wir müssen über unserem Berufe stehen. Wir müssen die Unannehmlichkeiten einer Tätigkeit, die alle kleinlichen Gebreste der Menschheit umfaßt, in der Unendlichkeit des Ewigen auflösen. Wir müssen unter Tränen lachen und lächelnd weinen können. Äskulap muß von Zeit zu Zeit ein Narrenkleid anziehen, um über all dem Elend, das er

mitmachen und mitfühlen muß, nicht trübsinnig zu werden.

Darum, liebe Kollegen, gehet mit mir nicht allzu strenge ins Gericht! Alles im menschlichen Leben hat zwei Seiten. Ich wollte Euch und Euren Kranken zeigen, daß es so viele ernste Dinge in der Medizin gibt, über die man lächeln kann. Die Tragödie ist nur allzu häufig eine Tragikomödie. Lasset Euch also von meiner Phantasie durch einen bunten Karneval führen. Der Aschermittwoch soll nur allzubald dem tollen Spuk ein Ende bereiten.

Dr. Serenus.

Inhaltsverzeichnis.

Der verlorene Gedanke.

Es ist traurig für einen Humoristen, der von seinem Humor leben soll, wenn er keinen eigenen Gedanken hat. Ich verrate ein lange gehütetes Geheimnis, wenn ich jetzt der Mitwelt kundgebe, daß ich nur aus diesem Grund Humorist und Satiriker geworden bin. Eigentlich brauche ich für diesen blutigen Beruf gar keinen Gedanken. Ich sitze hoch oben, gewissermaßen in der Vogelperspektive, und registriere nur die Dummheiten, die von anderen Menschen gemacht werden, wenn sie eigene Gedanken haben. Ist das nicht eine sonderbare Erscheinung? Ist jemand schon so klug, daß er einen eigenen Gedanken hat, so beginnt er Dummheiten zu machen. Um mit eigenen Gedanken haushalten zu können, muß man schon ein Genie sein.

Trotzdem ich mir das täglich, ja stündlich vorsagte, waren meine Sehnsüchte (so sagt doch ein moderner Mensch?) nicht zu unterdrücken. Einmal, nur einmal wollte ich nicht von der Dummheit und Klugheit der anderen leben. Einmal nur einen eigenen Gedanken haben!

Ich malte mir das königlich aus. Wie ich die scharlachroten Portieren meiner Seele auseinanderschlagen würde, wie er seinen festlichen Einzug in mein gedankenarmes Gehirn vollziehen würde. Wie ein Triumphator müßte er einmarschieren, um endlich einmal in meinem verstaubten Gehirnzellen Ord-

nung zu machen. Mit königlicher Gebärde würde er das Sammelsurium von fremden Gedanken, von Büchertniederschlägen, Theaterblüten, Leitartikelfragmenten und Feuilletonsplittern aus seinem Reiche weisen. Ein eigener Gedanke ist da! Ein Fürst! Leibeigene auf die Knie! Die Sehnsucht nach dem eigenen Gedanken wurde bei mir zur Zwangsvorstellung. Ich beschloß eines Tages, mir einen eigenen Gedanken anzuschaffen, zu kaufen, zu rauben, zu stehlen. Auf irgendeine erlaubte oder unerlaubte Weise.

Weiß jemand meiner entzückten Leser, wie schwer das heutzutage ist, einen eigenen Gedanken aufzutreiben? Zuerst war ich so naiv und wollte diesen Gedanken ohne fremde Hilfe finden. Ich begann nachzudenken. Ich bitte nicht zu lachen! Es kommt selten bei mir vor. Ich habe wirklich intensiv und angestrengt nachgedacht.

Und da — mit schmerzlichen Geburtswehen und stoßweise, widerwillig, halb gezwungen, kam nun der erste eigene Gedanke. Es war ein wunderschönes, rosiges, vielversprechendes Kind.

Da hatte ich nun die neue Sorge. So ein neugeborenes Wesen muß doch einen Namen haben. Ich ging also zu einem befreundeten Feuilletonredakteur, der Erfahrung im Taufen hatte — er war selbst getauft — und bat ihn, meinen jüngsten Sprößling zu taufen.

„Was bringst du da?"

„Du fragst noch? Einen eben zur Welt gekommenen neuen Gedanken, dem du einen Namen geben sollst."

„Was? Das soll dein Kind sein?" fuhr er mich an. „Laß nur sehen." Nahm meinen ersten Gedanken, betrachtete ihn von vorn sehr flüchtig, von rück-

wärts sehr genau, und sagte dann geringschätzig: „Ist dem Goethe entnommen! Steht im zwanzigsten Band seiner gesammelten Schriften, Seite 103, 24. Zeile.“

Pater semper incertus est! Ich war tief gedemütigt. Ich schämte mich zu sagen, daß ich Goethe wohl sehr verehre, aber den zwanzigsten Band seiner gesammelten Schriften „Goethes Aussprüche während der Verdauung“ nie gelesen habe.

Ich bekam einen Riesenzorn. Einen Zorn auf die Feuilletonredakteure, die alles gelesen haben und es im Kopf wie in einem Lexikon herumtragen; einen Zorn auf den alten Goethe! Warum hat denn dieser Mensch so lange gelebt und so viel geschrieben? Kann man denn heute überhaupt einen eigenen Gedanken haben? Steht nicht alles im Goethe? In seinen Werken, Briefen, Gesprächen, Tagebüchern?

Ich beschloß, mich bei den modernen Geistern umzusehen. Vielleicht könnte dort für mich ein bescheidener eigener Gedanke abfallen. Ich schmückte mich also, so gut ich konnte, mit sezessionistischen Emblemen und begab mich ins Kaffee „zur Degeneration.“

Richtig saßen sie dort um einen großen, runden Marmortisch, die auserwählten modernen Geister. Ich setzte mich in ihre Nähe und horchte. Und das Resultat? Ich habe zwanzig Themen für satirische Sonntagsbetrachtungen gefunden und keinen einzigen eigenen Gedanken. Schließlich kam ich darauf, daß die Teilnehmer der Tafelrunde offenbar Mitglieder eines geistigen Abstinentenvereins waren und schlich empört von dannen.

Wunderbare Fügung des Schicksals! Ich war in hellster Verzweiflung. Fluchtartig verließ ich das Kaffeehaus. In der Drehtür stieß ich mit einem fremden Herrn zusammen; dieser trat auf mein Hühner-

auge. Ich schrie laut auf. Die Tür drehte sich weiter und beförderte mich sanft ins Freie — und . . . und in diesem Moment kam er, der langerwartete, siegessichere, klassenbewußte, neue, eigene Gedanke.

Ich hätte vor Freude zu tanzen begonnen. Ich hätte den Herrn, der mir auf das Hühnerauge getreten, umarmen können, wenn mich nicht die unumstößliche Tatsache, daß ich Besitzer eines eigenen Gedankens war, mit einem Stolz und Selbstbewußtsein gepanzert hätte, die mir jede Bewegung erschwerten.

Hocherhobenen Hauptes spazierte ich über die Ringstraße und begann, mir den Gedanken von allen Seiten zu betrachten. Ich liebkoste ihn förmlich, rollte ihn von rechts nach links, von oben nach unten und war eben im Begriff, ihn geistig zu verdauen, als mir der Teufel meinen alten Professor, den Hofrat X., entgegenführte. Wieso das kam, ich weiß es nicht. Sollte zwischen eigenen Gedanken und Hofräten, die Professoren, oder Professoren, die Hofräte sind, eine solche Todfeindschaft bestehen? Kurz und gut — der Gedanke war verschwunden, schon als ich meinen tiefen Diener machte.

Der Hofrat versicherte mir, ich wäre ein ganz origineller Kopf mit eigenen Gedanken. (Welche Ironie!) Er lese meine Sachen mit großem Vergnügen. Ich möchte nur recht bald wieder was Lustiges schreiben.

Wer begreift meinen Schmerz? Haben Sie schon einen Gedanken verloren? Einen so schönen, erhabenen, klassenbewußten, siegessicheren Gedanken? Ich war zu Boden geschmettert. Ich lief zur Polizei. Ob man nicht dort meinen Gedanken im Fundbureau abgegeben hätte. Sie verlangten eine genaue Beschreibung. Äußeres: Einnehmend. Alter: Eine Stunde. Kleidung: Funkelnagelneues, hochmodernes Kostüm. Besondere Kennzeichen: Nicht von Goethe.

Die Polizeibeamten schüttelten die Köpfe. Ein neuer Gedanke sei dorten schon seit Jahren nicht gefunden worden. Ich möge annoncieren.

Auch dies Mittel versuchte ich:

> „Ein funkelnagelneuer, klassenbewußter eigener Gedanke ist gestern zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags auf der Ringstraße verloren gegangen. Der redliche Finder wird ersucht, ihn gegen eine hohe Belohnung (Dr. Serenus gesammelte Werke in Prachteinband) beim Unterzeichneten abzugeben."

Ich bekam eine Unmenge Zuschriften, die mich erst belehrten, wie populär ich war. Es wurden eine Unmenge Gedanken bei mir und meiner Hausbesorgerin abgegeben. Leider war der meine nicht darunter. Der Feuilletonredakteur, dem ich sie zur Begutachtung vorlegte, meinte, sie wären alle von Goethe.

Nun versuchte ich mein Glück mit einem Detektivebureau. Ich ging zum rühmlichst bekannten Wiener Sherlock Holmes-Institut „Spürnase". Der Generaldirektor (Direktor schlechtweg ist heutzutage schon eine Beleidigung) empfing mich mit jenem praktischen Übereifer, der den Auftraggeber nicht zu Worte kommen läßt: „Ich weiß schon alles! Sie kommen wegen Ihrer Frau. Habe bereits alle Daten in Händen. Zwölf Liebhaber. Täglich ein anderes Rendezvous. Beschäftigt fünf Schreibbureaus mit dem Abschreiben und Vervielfältigen der Liebesbriefe. Der letzte Treubruch fand am . . .

„Halten Sie ein, Herr Generaldirektor Spürnase! Ich komme ja wegen der verloren gegangenen . . ."

„Richtig! Nr. 1 568 143. Ein anderer Fall. Weiß schon. Verlorene Brieftasche. Täterin ein hübsches Stubenmädchen im Hotel . . ."

„Um Himmels willen," stöhnte ich, „Sie wollen mich ja nicht anhören. Es handelt sich um einen verloren gegangenen Gedanken. Sie unterbrechen mich immer. Dann haben Sie eine Art, einen armen Humoristen zu erschrecken. Sie bringen mich ja auf neue Gedanken . . . Frau . . . Brieftasche . . ."

Das Gesicht der Spürnase wurde lang und länger.

„Was suchen Sie? Einen verloren gegangenen Gedanken?"

„Ja — neulich auf der Ringstraße, zwischen fünf und sechs . . ."

Schon war die Spürnase verschwunden und hatte rasch die Tür hinter sich versperrt. Ich war gefangen. Verzweifelt trommelte ich mit beiden Fäusten an die Tür. Ich schrie nach Polizei, nach Hilfe.

Hinter der Tür hörte ich den Generaldirektor und seinen Stab geschäftig durcheinandereilen und telephonieren.

Wie lange es dauerte? Ich weiß es nicht. Plötzlich öffnete sich rückwärts eine Tür. Ich wurde von zwei handfesten Kerlen ergriffen, gefesselt und in einen Wagen geführt.

Ich hörte noch, wie die „Spürnase" einem Herrn im Zylinder, der eine große Tasche trug (Diagnose: Arzt), etwas von einem Tobsuchtsanfall erzählte.

Nach einer halben Stunde war ich im Irrenhause. Vor mir stand der berühmte Psychiater Dr. Cerebello mit seinem Assistenten. Sie nahmen ein langes Verhör mit mir auf und sprachen sehr eindringlich über meine Erlebnisse. Dann sagte der Professor:

„Sehen Sie, Herr Assistent. Hier ist der interessante Fall von Monomanie, den sie so lange suchen. Der Mensch leidet an der modernsten Form des Größenwahnes. Er bildet sich ein, eigene Gedanken zu besitzen. Es ist ein reiner, ausgeprägter klassischer

Fall. Ähnliches — aber nicht in so schöner Ausbildung — habe ich schon bei Komponisten, Parlamentariern, Erfindern und Enqueteexperten konstatieren können. Sie streben ja eine Dozentur an. Das ist der Fall, der Ihnen dazu verhelfen wird."

Jetzt wußte ich, daß ich verloren war. Interessante Fälle sind immer verloren, besonders wenn eine Dozentur daran hängt.

Ich sitze nun schon vier Monate in Beobachtung. Und das Wunderbarste habe ich in diesen Tagen erlebt. Ich habe die prachtvollsten Gedanken über unser Leben und unsere Einrichtungen bekommen.

Aber ich sage keinem Menschen was davon. Der Assistent ist nämlich schon Dozent geworden, und ich soll morgen entlassen werden. Ich bin kein interessanter Fall mehr.

Aber ich bin um eine Erfahrung reicher geworden. Ich werde nie mehr einen eigenen Gedanken verlieren. Ich bleibe Humorist und Satiriker.

Aus dem Tagebuche eines Tuberkelbazillus.

Ich bin ein echtes Wiener Kind. Im Wiener Straßenstaube bin ich geboren worden. Meine Jugend war meine schönste Zeit. Ich werde sie nie vergessen. Hei! war das ein Leben: Vom Winde ließ ich mich lustig durch die großen Straßen treiben und Sonntags durften wir sogar mit in den Prater. Wo der Lärm am größten, das Gedränge am stärksten und der Staub am dichtesten war, dort fühlte ich mich am wohlsten.

Dann erinnere ich mich dunkel an eine schwere Zeit. Es hatte drei Wochen nicht geregnet. Wir lagen alle hoch oben auf der Dachrinne eines gewaltigen Hauses. Die Sonne brannte auf uns mit aller Kraft, so daß wir fast gänzlich eingingen und trocken wurden wie dürres Stroh.

Mama machte meinem Papa heftige Vorwürfe. „Wir werden alle zugrunde gehen und wer wird daran schuld sein? Du! Du hast uns von der schönen Straße, wo die braven Männer mit dem Schlauche uns dreimal täglich bespritzt haben, hierher gebracht — auf diese Dachrinne, damit wir hier sterben sollen. Ja! Ich durchschaue dich, du alter, hartgesottener Sünder! Glaubst du, ich habe nicht gemerkt, daß du mit der Staphylokokkenjungfrau fortwährend kokettierst? Ich werde deine Pläne durchkreuzen — ich — — — —"

„Schweig!" rief mein Vater plötzlich aus. „Verdirb mir nicht meine Kinder! Ihr kurzsichtigen, klein-

köpfigen Weiber! Ihr glaubt auch, daß ihr alles besser versteht. Habe ich dir nicht von dem neuen Tuberkulose-Erlaß erzählt? Die Menschheit rüstet sich zum Kampfe gegen uns. Habe ich dir nicht den Leitartikel aus der letzten Tuberkulosenzeitung gezeigt? Sie wollen uns vernichten, durch ihre greulichen Säfte verderben, uns den Garaus machen. — Deshalb habe ich diese sichere Wohnung bezogen."

„Sicher! — Daß ich nicht lache. Noch zwei Sonnentage, und wir sind verloren."

Aber es kam ganz anders. Ein kleiner, schöner, gelber Kanarienvogel setzte sich auf die Dachrinne, mit angenehm feuchten Füßen gerade auf unsere Sommerwohnung da oben. Flugs waren wir alle auf seinen Füßen und tränkten uns gierig mit Wasser. Wir quollen sofort auf und neue Lebenslust durchströmte unsere Adern. „Nur fest anhalten," rief mein Vater, „komme, was da wolle." Schon im nächsten Momente kam das Verhängnis in Gestalt eines großen, schwarzen Katers über unser eben aus dem Kerker entflohenes Singvögelchen! Schwupps hatte der Kater das arme Tierchen (ich war immer ein Gemütsbazillus) erwischt und trug es im schnellen Laufe über Stiegen und Geländer in eine große, reich ausgestattete Wohnung.

„Mutter! Mutter! Schnell! Der Kater, der schlimme Hinz, hat unseren armen Kanari überfallen! Mut — ter! — —"

Die Mutter kam und der schwarze, schlimme Hinz mußte seine Beute fahren lassen. Der Kanari jedoch schien schwer verwundet zu sein. Der kleine, herzige Knabe streichelte das Vögelchen, küßte ihm den Schnabel und sagte: „Warum bist du denn fortgeflogen? Ist es denn da draußen schöner als hier

bei deinen Freunden?" Der Kanari sprach kein Wort und sah seinen kleinen Freund nur traurig an.

Währenddessen waren wir vom Kanari alle auf die Hand des Knaben gekommen. Mein Vater war plötzlich ernst geworden. „Höre, Junge, ich muß mit dir ein gewichtiges Wörtchen reden. Du bist schon groß und erwachsen und brauchst deine Eltern nicht mehr. Hiermit spreche ich dich frei und führe dich ins große Leben ein." Während dieser Worte fiel ich vom väterlichen Körper, mit dem ich bisher verwachsen war, ab und ein nie gekanntes Wonnegefühl der persönlichen, unbeschränkten Freiheit durchzuckte meinen kleinen, aber elastischen Körper.

Meine Mutter weinte Freudentränen. „Was du auch erlebst, zeige, daß du aus einer guten Bazillenfamilie bist. Räche uns an unseren Erbfeinden, den Menschen, deren letztes Werk uns wegen der Torheit und Feigheit deines kindischen Vaters (hier warf sie ihm einen zornigen Blick zu) bald das Leben gekostet hätte. Hier bei diesem schönen, wohlgestalteten Knaben kannst du gleich dein Lebenswerk beginnen. Vernichte alle lebensschwachen Menschen, die dir begegnen. Ziehe hinaus in den heiligen Krieg. Du hast meinen Segen." — —

Der Knabe hatte die schlechte Gewohnheit vieler Menschen, die wir wohl kennen und ausnützen, seinen Finger in den Mund zu stecken. So kamen wir alle in seine Mundhöhle. Aber mein Vater, der sich sehr gut auskannte, blickte mißtrauisch umher und sagte: „Wir müssen uns einen hohlen Zahn aussuchen. Nach dem Essen wird der feine Knabe mit irgendeinem schrecklichen Mundwasser den Mund ausspülen und dann sind wir verloren."

Nach einigen Irrfahrten gelang es uns, einen kariösen Zahn zu entdecken. Hier drinnen war es

herrlich. Hier machte ich eine Menge Bekanntschaften, lernte zuerst die verschiedensten Kokken und Bazillen kennen, selbst den reichsten und stärksten unter unseren Verwandten, den Diphtheriebazillus. Allerlei Süßigkeiten, Schokolade, feine Speisen waren meine Nahrung. Nach einigen Tagen erfolgte mein endgültiger Abschied von meiner Familie. Mein Vater benutzte den Kuß einer zärtlichen Tante des Knaben, um eine Übersiedlung vorzunehmen, und ich blieb allein beim herzigen Jungen, der meine Beute werden sollte.

Aber es kam anders. Eines Tages ging der kleine, hübsche Junge, auf den ich mich so gefreut hatte, zu einem Zahnarzte. Dieser bohrte mit einem großen Bohrer in seinem Zahn herum. Wenn ich mich nicht in die Vertiefungen des Bohrers geflüchtet hätte, wäre ich zugrunde gegangen. Dann warf mich der grausame Mann auf eine unheimlich reine Glasplatte. Später hörte ich ihn sagen: „Fräulein Anna — vergessen Sie nicht — alle Instrumente sorgfältig zu desinfizieren. Die Bohrer und Zangen werden ausgekocht! — Verstehen Sie?“

„Es soll sorgfältig geschehen, Herr Doktor.“

Ich wußte, daß meine letzte Stunde geschlagen hatte und mich nur ein Wunder retten konnte. Denn das hatte mir schon mein Vater gesagt: „Von allen Mitteln, welche die Menschen anwenden, um uns zu töten, ist eigentlich keines absolut gefährlich. Ich war schon in Karbollösungen, ich bin schon auf einer antiseptischen Lysolseife eine Woche ohne Schaden gesessen, aber das Auskochen, das ist gefährlich! Das übersteht keiner von uns, selbst der stärkste und kräftigste nicht. Hüte dich vor dem Auskochen.“

Jetzt sollte ich so jämmerlich zugrunde gehen. Gab es denn keinen Ausweg?

Die Rettung kam in Gestalt eines hübschen, wohlgestalteten Mannes, der das schöne Fräulein Anna stürmisch umarmte und unzähligemal küßte.

„Lass' mich aus! Ich muß die Instrumente reinigen und kochen."

„Blöder Pflanz vom Doktor. Komm', i helf' dir 's mit an Tüchl auswischen. Beim letzten Doktor, wo ich war, haben wir nie gekocht. Diese übertriebenen Sachen kann i net leiden."

Schon fuhr er mit einem Handtuch über alle Zangen hin und her, trocknete die Bohrer und so kam ich auf das Handtuch. Zum Schlusse wusch er sich die Hände, trocknete sich mit dem schmutzigen Handtuche; auf diese Weise gelangte ich auf eine weiße Hand und war dem sicheren Tode entronnen.

Der eitle Mann zog dann ein Paar schöner Handschuhe an, die mir jede Aussicht raubten und ging mit dem Fräulein Anna Arm in Arm aus dem Hause. Wir fuhren dann weit hinaus ins Grüne. Das sah ich erst, wie er die Handschuhe auszog und die Arme weit ausbreitete.

Da geschah nun etwas sehr Sonderbares. Eine kleine Frau stürzte sich auf unseren liebesbedürftigen Mann und schrie: „Fremde Fräuleins führst du aus und mir machst du weis, du mußt täglich bis in die Nacht arbeiten und wirst so schlecht bezahlt! Wart' nur, du Hallodri, i werd' dir's gehörig heimgeigen. Marsch nach Hause!" — Er weigerte sich, es gab harte Worte, fremde Leute mischten sich ein, es kam zu einer Prügelei.

Plötzlich war ich allein auf dem Boden im Straßenstaube dieser Sommerfrische. Zwei Tage lag ich dort ruhig, sonnte mich fröhlich und sah nach Beute aus. Am dritten Tage erhob sich ein leichter Wind, dem ich mich anvertraute. Er führte mich über grüne

Wiesen und Felder hin zu einer prachtvollen Villa, vor der auf einer Veranda eine kleine, lustige Familie saß.

„Ah — diese Luft," sagte der große, elegante Herr, wie ich später erfuhr, das Familienoberhaupt. „Das tut wohl, diese würzige Luft einzuatmen. Wenn man so die ganze Woche in Wien arbeitet, sich rackert, hat man wenigstens am Sonntag den Lohn. Ach — diese herrliche Luft!"

— — — — — — — — — — — —

Dabei machte er einen tiefen Atemzug und schon war ich in seiner Lunge drinnen. Endlich eine menschliche Lunge — der größte Leckerbissen für einen ausgewachsenen Tuberkelbazillus! So ein feuchtes, weiches, appetitliches Gewebe!

Ich machte mich gleich an die Arbeit. Es war nicht so leicht, als ich mir das vorstellte. Es gab eine Menge zäher, elastischer Fasern, denen ich nichts anhaben konnte. Verschiedene weiße Blutkörperchen verfolgten mich und wollten mich auffressen. Der Zufall jedoch führte mir andere Genossen zu, ich lernte das Glück der Liebe kennen und war bald das Oberhaupt einer zahlreichen Familie.

Trotzdem konnten wir dem großen, starken Menschen nichts anhaben. Nur eine kleine, winzige Spitze seiner Lungen hatten wir erobert.

Da kam eines Tages ein unerwarteter Bundesgenosse. Ein Influenzabazillus besuchte uns und siehe da, was wir allein nicht vermochten, das gelang den vereinten Kräften. Der Mensch wurde schwer krank.

Ärzte kamen, Professoren wurden gerufen. Der Jammer der Familie war groß. Ich konnte das nicht länger anhören und trachtete ins Freie zu gelangen. Ein kräftiger Hustenstoß des Kranken brachte mich wieder an das Licht der Sonne. Er hustete wohl in einen Napf mit Karbolwasser hinein, ich flog jedoch

hart beim Gefäß vorbei auf ein großes, weißes Stück Papier, dicht neben mir meine Frau und zwei meiner Kinder.

Dort saßen wir eine Weile ruhig. Von Zeit zu Zeit schrieb der Kranke einige Zeilen auf das schöne weiße Papier. . . . Er wurde zur Freude der Familie bald gesund und sollte noch für einige Wochen nach dem Süden reisen. Vorher schrieb er noch den großen Bogen voll. Es war ein neuer Erlaß zur Bekämpfung der Tuberkulose. Denn der Mann war ein hoher Beamter, ich glaube sogar irgendein Minister.

„Herr Doktor," sprach der Minister zu seinem Arzte, „heute habe ich einen neuen Erlaß gegen die Tuberkulose herausgegeben. Wollen Sie ihn lesen?"

„Ich danke, Exzellenz. Sie kennen ja meine Ansicht. Die Tuberkulose ist nur durch allgemeine Maßregeln zu bekämpfen. Können Sie alle Armen reich machen, jedem Menschen sein nötiges Maß von Licht, Luft und Sonne zuteilen, für die soziale Hygiene die notwendigen Milliarden auftreiben? Können Sie die Menschen anhalten, häufig zu baden, ihre Widerstandskraft zu stählen und ihre Gesundheit nicht in eingebildeten Vergnügen zu vergeuden?"

Die Exzellenz seufzte.

„Aber einen Anfang muß man doch machen. Irgendwo den Hebel ansetzen! Sollen wir die Hände ruhig in den Schoß legen?"

„Bessern Sie die sozialen Mißstände der Armen. Die Tuberkulose ist eine soziale Krankheit — eine Krankheit der Armen."

„Es erkranken aber auch unzählige Reiche und diese besonders schwer."

„Diese büßen die Sünden der Väter oder ihre eigenen Sünden wider die Natur. Um die sterbenden faulen

Früchte ist's nicht schade. Aber lassen Sie die gesunden nicht faul werden. Das ist die Hauptsache."

„Nehmen Sie meinen Erlaß, lieber Herr Doktor, und lesen Sie ihn wenigstens durch."

„Bitte sehr!"

So kam ich in die Tasche des berühmten Arztes.

— — — — — — — — — — — —

Hier schließt das Tagebuch meines gemütvollen Tuberkelbazillus. Neugierigen Lesern kann ich auch einiges über sein weiteres Schicksal berichten. Als der Doktor nach Hause kam, hatte er erst einige Patienten zu behandeln, die seiner harrten. Dann zog er den Erlaß aus der Tasche und las ihn flüchtig durch. Ein merkwürdiges Lächeln ging über sein geistvolles Gesicht. Plötzlich stand er auf, ballte den Erlaß zu einem Knäuel und warf ihn ins Feuer. Unser gemütvoller Tuberkelbazillus ging jämmerlich zugrunde.

Dabei war er eine seltene Art unter seinesgleichen. Er war einer jener wenigen Bazillen, die durch einen ministeriellen Erlaß ihr Ende gefunden haben. — — —

Die Biologie vor Gericht.

Der Gerichtssaal war dicht gefüllt. Schon Wochen vorher waren alle Eintrittskarten vergriffen worden. Es handelte sich auch um die Existenz einer ganzen Familie, um den Ruf einer schönen Frau, der selbst die besten Freundinnen nichts Übles nachsagen konnten, es handelte sich um die Erhärtung einer wissenschaftlichen Erfindung, die hier das erstemal ihre Feuerprobe bestehen sollte. Atemlos, in fieberhafter Erregung saßen die Zuschauer da und horchten gespannt auf die Ausführungen des Klägers, des bekannten Fabrikanten Fritz Lindenschlag. Eben hielt er seine Anklage vor den Geschworenen aufrecht und wiederholte seine Beweisgründe. Der kleine, hagere, frühgealterte Mann sprach in höchster Aufregung mit heiserer Stimme, blickte unausgesetzt auf den Boden, nur hie und da traf ein scheuer und doch verachtungsvoller Blick seine auf der Anklagebank sitzende Gattin, die schöne Frau Therese, die er vor zwei Jahren in einer Anwandlung von Liebesraserei aus einer armen Schusterstochter zur reichen Fabrikantensfrau gemacht hatte. Freilich mußte er vorher einen bindenden Vertrag unterschreiben, in dem festgesetzt wurde, daß sein gesamtes Vermögen seiner Frau gehören sollte, falls dieselbe von der gütigen Vorsehung mit dem Segen einer Nachkommenschaft bedacht werden sollte.

Sein Rausch war rasch verflogen, seine Liebe hatte

sich in Gleichgültigkeit verwandelt. Plötzlich geschah das Unerwartete. Seine Frau fühlte sich Mutter und er, der achtundsechzigjährige Greis, konnte sich bald stolz den Vater des allerschönsten Bébés nennen, das die Fabrikstadt Wingerode aufzuweisen hatte. Sein Stolz sollte bald in andere viel weniger angenehme Gefühle verwandelt werden. Eine Flut von anonymen Briefen ergoß sich in sein Haus. Der ganze Unrat einer kleinen Stadt, in welcher der Tratsch die einzige Abwechslung in des Lebens Einerlei bedeutete, wurde vom Briefträger in sein Haus gebracht; wie eine Kloake verpestete die Verleumdung die bisher so reine Atmosphäre seines Hauses. Gerade erzählte er mit heiserer Stimme seinen Richtern diese Vorgänge.

„Jeder Brief stellte irgendeine neue Vermutung als Tatsache hin. Bald sollte es dieser Herr, bald ein anderer gewesen sein, mit dem mich meine Frau betrogen hatte. Menschen, mit denen sie sicherlich nur einige Male flüchtig gesprochen hatte, wurden mir als ihre Hausfreunde geschildert. Ersparen Sie mir die weitere Aufzählung dieser niedrigen Gemeinheiten. Wenn ich trotzdem die Anklage gegen meine Frau erhoben habe, die schwere Anklage auf Ehebruch und Unterschiebung eines fremden Kindes, so geschah es nur deshalb, weil berechtigte Zweifel an der Vaterschaft dieses Kindes mein gepeinigtes Herz erfüllten. Ich kann nicht umhin, den sonstigen Eigenschaften meiner Frau das höchste Lob zu zollen. Sie ist bescheiden, nicht vergnügungssüchtig und hat nur den einen Fehler, daß sie jung ist. Sie werden sagen, ich hätte das früher bedenken sollen."

Vorsitzender (unterbrechend): Das gehört ja nicht zur Sache. Gehen Sie auf den Inhalt Ihrer Anklage ein.

(Einige Bravorufe erschollen aus dem Zuschauerraume.) Die festlich geputzten Damen blickten sich

zustimmend an, als ob sie sagen wollten: Recht hat er. Der Gerichtspräsident war überhaupt der Liebling der weiblichen Welt von Wingerode. Ein schön gewachsener, kräftiger sympathischer Mensch, dessen Frau schon früh gestorben war, ein ausgezeichneter Reiter und Jäger, der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken konnte. Eigenschaften genug, den Herzen der noch ledigen Damen gefährlich zu werden. Trotzdem gelang es keiner, ihn zu fesseln, und es galt für ausgemacht, daß er sein Leben unbeweibt beschließen werde. Auch konnte sich keine der Damen eines besonderen Vorzuges rühmen, so daß sie alle gleichmäßig für ihn schwärmten.

Herr Lindenschlag war einen Moment aus der Fassung gebracht. Dann fuhr er stockend fort: „Gut — ich will auf den wichtigsten Teil meiner Rede zurückkommen. Meine Herren Geschworenen! Die Wissenschaft hat ungeahnte Fortschritte gemacht. Sie werden wohl alle schon von der biologischen Reaktion auf Blutverwandtschaft gehört haben. Setzt man zu einem vorher entsprechend präparierten Kaninchenserum einige Tropfen des Blutes der zu prüfenden Person hinzu, so ergibt sich bei naher Blutsverwandtschaft eine sofortige Trübung des sonst so klaren Serums. Besteht diese Blutsverwandtschaft nicht, so bildet sich kein Niederschlag, die Flüssigkeit bleibt klar, die sogenannte Niederschlagsreaktion, welche die Gelehrten Präzipitin-Reaktion nennen, fällt negativ aus. Hier sehen Sie ein mit meinem Blute vorbehandeltes Kaninchenserum. Ist das Kind das meine, so müßte ein diesem Kinde entnommener Blutstropfen, diesem Serum beigemengt, einen sofortigen Niederschlag zeigen. Bleibt dieses mein Serum klar, so bin ich nicht der Vater des Kindes. Dann habe ich den Herren Geschworenen den sicheren, untrüglichen Be-

weis meiner nicht in leichtfertiger Weise erhobenen Beschuldigung erbracht." —

Peinliche Stille herrschte im weiten Saale. Die Geschworenen und der Gerichtshof zogen sich zu einer Beratung zurück und beschlossen, sich von den Gerichtsärzten über den Wert der biologischen Reaktion aufklären zu lassen.

Dieselben verlangten einen Bericht desjenigen Arztes, der Herrn Lindenschlag das Kaninchenserum verschafft hatte.

Es war dies Dr. Schlaghammer, der Hausarzt und treue Berater des Fabrikanten. Obwohl erst seit einigen Jahren im Orte tätig, hatte er sich bereits eine große Praxis erworben und sein Ruf ging weit über die Umgebung der kleinen Stadt hinaus. Besonders bei den Frauen stand er trotz seines schiefen, etwas verwachsenen Rückens und seiner unschönen Züge, die auffallend einem Dachs ähnlich sahen, in hoher Gunst. Dies verdankte er seinem liebenswürdigen Wesen und seinem warmen Herzen, das sich sehr leicht entflammen ließ. Dabei hatte seine Verehrung einen so sentimental komischen Charakter, daß sie einerseits den Frauen schmeichelte, andererseits wegen ihrer Ungefährlichkeit die Heiterkeit der Männer erregte.

Schlaghammer schilderte nun ausführlich, wie er das Serum gewonnen hatte. Täglich war ein Kaninchen mit dem Blute des Fabriksherrn behandelt worden, bis schließlich sein Blut alle Eigenschaften der Lindenschlagschen Familie aufweisen konnte. Während seiner Ausführungen wurde er von dem Vorsitzenden des Gerichtes und dem Verteidiger der jungen Frau, dem bekannten Rechtsanwalt Dr. Karl Hammer wiederholt unterbrochen und einem starken Kreuzverhör unterzogen. Aber alle Mühe dieser Herren, ebenso wie

die stummen, jedoch so beredten, rührenden Blicke der Angeklagten blieben vergebens. Dr. Schlaghammer meinte, die biologische Reaktion werde sich in diesem Falle glänzend bewähren. Es wäre ein neuer Triumph der Wissenschaft, dem gegenüber das Schicksal einzelner Menschen gar nicht in Frage käme. Die Spannung war aufs Äußerste gestiegen. Der Geschworenen hatte sich eine große Erregung bemächtigt. Sie verlangten trotz der abmahnenden Ausführungen des Gerichtspräsidenten und des Verteidigers die sofortige Vornahme der biologischen Reaktion.

Frau Lindenschlag verfiel in einen Weinkrampf und mußte aus dem Saale entfernt werden. Einer der Herren Gerichtsärzte bemühte sich um sie, während Dr. Schlaghammer alle nötigen Vorbereitungen zur Vornahme der Niederschlagsreaktion traf. Auf einem erhöhten Tischchen wurde eine kleine Phiole mit dem bewußten Kaninchenserum aufgestellt, so daß es den Geschworenen und dem Vorsitzenden und auch dem Auditorium deutlich sichtbar war. Eine robuste, kräftige Amme brachte das friedlich schlafende Kind hinein, das einen so heftigen Streit entfesselt hatte. Dr. Schlaghammer desinfizierte eine feine Nadel in sorgfältigster Weise. Der Gerichtspräsident verordnete eine Pause von fünf Minuten, um die Angeklagte zu bewegen, der Verhandlung beizuwohnen.

Feierlich, mit ernster, fast betrübter Miene verließ er den Gerichtssaal. Die Angeklagte saß schluchzend in der Ecke eines Zimmers, das für gewöhnlich dem Gerichtspräsidenten eingeräumt war. Sie war allein. In hastiger Erregung schritt der Präsident auf sie zu, und flüsterte zu ihr kaum hörbar: „Wir sind verloren, aber komm' auf jeden Fall in den Saal; die Wissenschaft hat sich schon öfters als einmal blamiert, — und vor allen Dingen, was auch kommen

mag, — schweigen, schweigen, schweigen, schweigen!"

Während dieser leisen Worte, welche die junge Frau gar nicht beantwortete, steckte der Verteidiger seinen Kopf zur Tür herein. „Gut, daß Sie kommen," sprach mit lauter, sonorer Stimme der Gerichtspräsident, „unterstützen Sie meine Bemühungen. Vielleicht bewegen Sie Frau Lindenschlag, an deren Unschuld ich ebenso fest wie Sie glaube, dazu, der vermaledeiten Probe beizuwohnen. Ich warte noch einige Minuten im Verhandlungssaale."

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Dr. Karl Hammer, der beliebte Verteidiger, sich auf die Klientin stürzte und ihr, in fast sinnloser Erregung, leise zurief: „Thereschen, mein süßes Thereschen, geh doch in den Saal hinein, vielleicht irrt sich dieser greuliche Dr. Schlaghammer, und du bist gerettet. Auf jeden Fall bleibe bei deiner Aussage. Gott, was ist das für ein heißer Tag! Wenn meine Frau die Wahrheit erfahren sollte, so bin ich verloren. O, dieser elende Doktor mit seiner höllischen biologischen Reaktion. Und du hast behauptet, er wäre dein Freund und würde dir nicht schaden — —"

„Er ist ein gemeiner Bursche," zischte die junge Frau, „er ist an allem schuld, ich werde mich rächen, ich werde diesem Heuchler die Larve vom Gesicht herunterreißen; er allein ist an meinem Unglücke schuld." Plötzlich erhob sie sich mit einem energischen Ruck, wischte ihre Tränen mit einem seidenen Taschentuche ab und ließ sich vom Verteidiger, der ihr galant den Arm gereicht hatte, in den Gerichtssaal führen. Freilich vor der Tür hatte Herr Dr. Hammer den Arm ausgelassen, aber nur, um die Tür leichter öffnen zu können. —

Feierliche Stille herrschte im Saale, als Dr. Schlag-

hammer mit seiner Nadel den rosigen Daumen des noch immer friedlich schlummernden Kindes anstach. So leicht hatte er diesen Stich geführt, daß das Kind ruhig weiterschlief und nur ein leises Zucken des Körperchens den vorgenommenen Eingriff begleitete.

Jetzt tauchte er seine Nadel in das bereitstehende Serum.

Dasselbe blieb klar. Eisiges Schweigen herrschte im weiten Saal. Die Geschworenen und der Gerichtspräsident, der Verteidiger, die Zuhörer und selbst Dr. Schlaghammer, waren blaß geworden und starrten mit großen, weitgeöffneten Augen auf die kleine Phiole. Da — siehe da — mit einem Male senkte sich ein kleines Körnchen zu Boden, dann kam noch ein zweites, dann ihrer mehrere und in einigen Sekunden war die ganze Phiole getrübt.

Brausender Beifall, nicht endenwollendes Händeklatschen ertönten durch den Saal. Alle Bande der Ordnung schienen gelöst. Der Verteidiger stürzte sich auf die junge Frau und küßte ihr unter Tränen galant die Hand, der Mann bat sie stammelnd um Verzeihung und umarmte sie unter neuerlichem Beifallsklatschen des Auditoriums.

Nach einigen Minuten waren alle Förmlichkeiten vorüber und die Angeklagte wurde freigesprochen.

Die heftige Aufregung, die unverhoffte Freude, das Durcheinander von Angst, Hoffen, Schmerz und Verzweiflung lösten aufs neue bei Frau Therese einen heftigen Weinkrampf aus.

Dr. Schlaghammer ließ es sich nicht nehmen, seine Klientin nach Hause zu begleiten. Kaum war der Wagen auf der Straße, als er ihre Hand ergriff und ihr zuflüsterte: „Was, das hab' ich doch glänzend gemacht? Weißt du, wie mir dein Alter hineingefallen ist? Ich habe zu gleicher Zeit bei mir zu Hause ein

Kaninchen mit meinem Blute behandelt und dann in geschickter Weise vor der Verhandlung mein Serum mit dem deines Alten vertauscht . . .“

Also er ist der Vater — dachte Frau Therese. Sie sprach kein Wort. — Ein warmer Händedruck war ihre Antwort. Der Weinkrampf war vorüber. Mit heiterer Miene, in der außer freudiger Anerkennung auch ein klein wenig Enttäuschung zu lesen war, betrachtete sie sinnend den Vater ihres Kindes. Diesmal glaubte sie an die Wissenschaft und insbesondere an den Wert der biologischen Reaktion.

Unbeabsichtigte Wirkungen.

„Vater, es läutet schon wieder!“ schrien die Kinder, ob der unerwarteten Störung sehr erfreut, im Chore durcheinander.

„Daß sie alle nur der Teufel . . .“ brummte Gymnasialdirektor Müller, den Fluch zur Hälfte unterdrückend. „Kann man denn heute gar nicht zur Ruhe kommen? Ich habe noch 50 Hefte zu korrigieren und muß mit meinen Jungens noch die Aufgaben für morgen korrepetieren!“

Die älteste Tochter, eine hübsche, hochgewachsene Blondine, stürzte atemlos ins Zimmer: „Papa, ein sehr feiner Herr ist da, er muß dich dringend sprechen.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Ein alter, sehr beleibter Herr mit einer goldenen Brille.“

„Wahrscheinlich wieder so ein Vater irgendeines zuchtlosen Rackers. Sage, hier kann ich keine Auskünfte geben. Oder nein, warte lieber, ich will selbst mit ihm sprechen.“

Der Direktor trat ins halbfinstere Vorzimmer hinaus, woselbst er einen kleinen, dicken Herrn mit einer Tasche in der Hand traf, der sich verbeugte: „Erlauben, daß ich mich vorstelle — Dr. Xaver Kolbenschlag ist mein Name. Ich wurde soeben telephonisch dringend in Ihre Wohnung gebeten. Sie sind doch Herr Direktor Müller?“

„In meine Wohnung? Was wollen Sie denn hier?“



„Ja um Himmels willen, verstehen Sie mich denn nicht?“ stöhnte der etwas asthmatische Arzt, der infolge der vier Treppen, die er hatte ersteigen müssen, den Atem verloren hatte. „Verstehen Sie mich denn nicht? Ich bin Arzt, praktischer Arzt, haben Sie denn noch nie meinen Namen gehört?“

„Ein Arzt?! Wir sind alle vollkommen gesund! Ich habe keinen Arzt holen lassen . . . (In die Küche hinausschreiend) . . . Emma, hast du einen Arzt holen lassen?“

Eine hagere, dürre Gestalt erschien für einige Sekunden und murmelte einige verschüchterte, verneinende Worte.

„Sie sehen, lieber Herr Doktor, es ist ein Irrtum. Hier wohnt die Gesundheit, weder ich noch meine Kinder haben seit Jahren einen Arzt gebraucht und so Gott will werden wir so bald auch keinen brauchen.“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Sollte ich mich geirrt haben? Jedenfalls bitte ich um Verzeihung, daß ich gestört habe . . .“

Es dauerte keine Viertelstunde, als ein zweiter Arzt erschien, der ebenfalls behauptete, hierher gerufen worden zu sein und dringend eine Entschädigung für den weiten Weg verlangte. Er kenne schon diese Sachen und werde sich nicht so mir nichts dir nichts abspeisen lassen. Mittlerweile habe der Kranke wahrscheinlich die Schmerzen verloren und nun wolle man das einfach ableugnen, um sich das Honorar für die Visite zu ersparen. Mit Mühe ließ er sich überzeugen, daß dem nicht so war. Aber während er die Stiegen hinunterging, sah er seinen Konkurrenten, den er im Ärzteklub Dr. Preisdrücker nannte, in aller Eile hinaufklettern. Selbstverständlich sagte er ihm kein Wort und dachte: Du kannst ja auch mal hineinfallen. Unten angelangt, überkam ihn eine fürchterliche Ahnung:

„Wie, wenn beim Direktor wirklich ein Kranker da wäre, und er es sich nur überlegt hätte und mittlerweile den Dr. Preisdrücker statt seiner haben wollte. Atemlos eilte er die vier Stockwerke wieder hinauf. Einen Vorwand für sein neues Eindringen wollte er schon finden. Er hätte ja etwas vergessen können. O, Dr. Kratzel ließ sich nicht so leicht hinters Licht führen. Im Vorzimmer des Direktors angelangt, traf er seinen Kollegen in erregtem Streit mit dem ganz aus dem Häuschen geratenen Direktor.

„Was wollen Sie wieder?“ schrie dieser blaß vor Zorn, dem schüchtern eintretenden Dr. Kratzel an.

„Ich — ich,“ erwiderte dieser erschreckt, „ich weiß nicht, ob ich meinen Schirm mitgehabt habe und ob ich ihn hier oder bei einer der früheren sechzehn Visiten vergessen habe.“

Dr. Preisdrücker, vulgo Mätzchen, warf seinem Rivalen einen giftigen Blick zu. „Renommieren Sie nicht! Sie kommen doch direkt aus dem Kaffeehause! Mir werden Sie doch diese Sachen nicht vormachen. Sechzehn Visiten?!“

Ein erregter Streit entstand. Müller stand ratlos zwischen den beiden Kämpfern, die sich bald in die Haare zu geraten drohten. Der Lärm wurde noch verstärkt, indem die zwei jüngsten Knaben Müllers, in der Meinung, es handle sich um einen Kampf zwischen Russen und Japanern, mit Trommeln und Trompeten zu der Feldarmee der Streitenden stießen. Auch die liebliche, nicht nur alle Sorgen, sondern auch alle guten Geister verscheuchende Erscheinung der Frau Direktor und die Magd erschienen in dem kleinen Raume, in dessen Dunkel sich die einzelnen Gestalten phantastisch vergrößerten.

Endlich löste sich der wirre Knoten.

Mit einem tiefen Seufzer begab sich Müller an

seinen Schreibtisch, um die ersten Hefte endlich zu Ende zu korrigieren. Nervös, ängstlich, förmlich wie hypnotisiert, horchte er auf die Türglocke; er war nicht imstande, einen Gedanken zu fassen.

„Kling-ling-ling“ ertönte es wieder. Die gesamte Kinderschar erhob ein fanatisches Kriegsgeheul und stürzte sich johlend in das Vorzimmer, woselbst in einen Pelzrock gehüllt, mit ewig jovialem Lächeln Sanitätsrat Rater alle Miene machte, sich ein neues Haus zu erobern. Wer beschreibt sein erstauntes Gesicht, als ihm sechs schreiende Kinder mit Sacktüchern wehend entgegenliefen und schrien: „Hinaus! Hinaus! Wir brauchen keinen Doktor nicht!“ (Auch Direktorskinder sündigen in großen Momenten gegen die heiligen Regeln der Grammatik.)

Hoheitsvoll schritt er durch die halbgeöffnete Tür an der kläffenden Meute vorüber auf den Schreibtisch zu, an dem der Direktor in lähmender Resignation, unfähig noch ein Wort zu sprechen, dem Ankömmling entgegenstarrte. Sanitätsrat Rater war ein Mann von raschen Diagnosen. Mit elegantem Griff erfaßte er die Rechte des alles gewährenden Direktors und sagte: „Kongestion gegen das Gehirn — Schwindel — Schlaggefahr! Sie müssen sofort einen Aderlaß erhalten.“

„Hinaus!“ brüllte Direktor Müller, von seinen Kindern kräftig sekundiert, die um den erstaunten Sanitätsrat einen wilden Kriegstanz aufführten. „Ich habe keinen Doktor verlangt, ich werde keinen verlangen! Scheren Sie sich zum Teufel.“

Sanitätsrat Rater sagte in gemessenem Tone: „So einfach geht das nicht, lieber Direktor! Ich bin telephonisch hierher gerufen worden, habe mir Ihretwegen einen Wagen genommen; den müssen Sie mir ersetzen.“

„Hinaus, sage ich!“ brüllte der Direktor mit so kräftiger Stimme, daß der Sanitätsrat es für geraten fand, eiligst die Flucht zu ergreifen und etwas von Rechtsschutz erst vor sich hinmurmelte, als er bereits aus dem gefährlichen Bereiche der ärztefeindlichen Familie verschwunden war.

„Berta!“ schrie der Direktor die schon erwähnte älteste Tochter an, „das hat gewiß mein Erzfeind, der Supplent Riedl getan! Aus Zorn, daß er auch jetzt noch nicht definitiv wurde und ich die Direktorstelle erhalten habe. O, dieser Mensch soll es mir büßen! Vorläufig schreibe sofort eine Tafel: ‚Hier in dieser Wohnung wurde heute kein Doktor verlangt. Ärztliche Hilfe strengstens verbeten! Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, daß sich im Vorzimmer mehrere maulkorblose, bissige Köter befinden. Bitte, nicht einzutreten!‘ — Kinder, wenn jemand läutet, so geht ins Vorzimmer und bellt aus Leibeskräften.“

Die Kinder waren über diesen Vorschlag derart begeistert, daß sie sofort ein sehr natürlich klingengendes Probegebell anstimmten, das Herrn Direktor Müller aufs beste befriedigte.

— — — — — — — — — — — —

Unheimlich ruhige fünf Minuten voll erwartungsvollen Schweigens vergehen. Die Kinder blicken einander gespannt an, als plötzlich die ominöse Glocke zu läuten beginnt, diesmal kräftiger als je vorher.

„Glingeringingingin!“ Wie auf ein Kommando stürzte die Kinderschar ins Vorzimmer und bellte, bald hoch, bald tief ein ohrenbetäubendes Hundekonzert. Der vermeintliche Doktor jedoch läßt sich nicht abweisen; ein zweites- und drittesmal ertönt der schrille Klang der Glocke. „Glingeringingingin“ — und jetzt dröhnen sogar energische Stockschläge. Direktor Müller will ein Exempel statuieren. Hochrot, auf der

Stirn die Zornesader mächtig angeschwollen, die Haare borstengleich zum Gefechte erhoben, stürzt er auf die Tür zu, durch die ein kleines, mageres Männchen eintritt, das von seinen kräftigen Fäusten sofort unter assistierendem Geheule der entfesselten Kinderschar an die Tür zurückbefördert wird.

Da geht plötzlich mit dem Direktor eine merkwürdige Verwandlung vor. „Um Himmels willen, der Herr Landesschulinspektor!“ stammelte er zu Tode erschrocken und nicht verabsäumend, durch einen mit dem rechten Fuße nach hinten ausgeführten Stoß die rebellische Kinderschar, zur Ruhe zu mahnen. Dieser Stoß hatte zur Folge, daß sein kleines Töchterchen Emma, in den Bauch getroffen, ein fürchterliches Geheul erhob, das die besagte liebenswürdige Gestalt der Mutter und des Dienstboten in das Vorzimmer hinausrief.

Der Landesschulinspektor wurde mit tiefen Bücklingen ins Zimmer geführt, woselbst er Herrn Direktor Müller seine Gratulation aussprach und sich nach der Ursache des sonderbaren Empfanges erkundigte.

Als er den ganzen Sachverhalt gehört hatte, lachte er hell auf und meinte, wenn der Scherz nicht so grausam wäre, so könnte er fast gut sein; dem Supplenten Riedl wäre er jedenfalls zuzutrauen. Er empfahl sich nach einigen Minuten vom Direktor, der infolge des überstandenen Schreckens, am ganzen Körper zitternd, plötzlich von Übelkeiten befallen wurde, die sich fast zur Ohnmacht steigerten. Ungeheurer Schrecken herrschte im Hause, die Mutter rief nach Essig, die Magd eilte zum Hausbesorger und nur Berta, das hübsche Töchterchen, hatte soviel Fassung, ihr nachzurufen, sie möge rasch den nächsten Arzt holen.

Langsam erholte sich der Direktor, seine Farbe

kehrte wieder, als endlich der Dienstbote selbstzufrieden eintrat: „Kommte schon, der junge, schöne Doktor von Sechserhaus. Hab' ich gesagt, solle gleich kommen, ise Herr Direktor sehr krank. Hat er g'sagt, kommte gleich."

Plötzlich fuhr Berta auf: „Richtig, der unglückselige Zettel." Rasch eilte sie zur Tür und kam noch eben zurecht, um den entrüstet fortgehenden jungen Arzt ins Zimmer zu bitten. Mit wenigen Worten wurde das Mißverständnis aufgeklärt. Doktor Wolkenturm beruhigte die erregte Familie und erklärte, im Interesse des Kranken noch eine Weile bei ihm bleiben zu wollen, bis das Herz — es handelte sich um einen Anfall von Herzschwäche — sich völlig erholt hätte. Diese Worte richtete er mehr an das Fräulein Berta, das er schon seit längerer Zeit von der Straße her kannte, als an die Frau Direktor. Müller erholte sich bald und bat den jungen, sympatischen Arzt wiederzukommen. Nach einer Woche jedoch erhielt der Supplent Riedl einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Lieber Herr Kollege!

Ich danke Ihnen für Ihren genialen Plan, der vollends geglückt ist. Nur Ihrer liebenswürdigen Intervention habe ich es zu verdanken, daß meine Tochter Berta sich heute mit Herrn Doktor Wolkenturm verlobt hat, wovon ich Sie hiemit geziemend benachrichtige. Müller, Direktor.

Ärzte als Patienten.

Wenn ich Unterrichtsminister wäre und den Lehrplan der medizinischen Fakultät nach meinem Gutdünken ändern könnte, ich würde eine Unzahl von überflüssigen, theoretischen Erörterungen, einen Ballast veralteter Anschauungen, einen trüben Wust unnötiger, komplizierter chemischer Formeln über den Haufen werfen und eine neue Disziplin hinzufügen: Die Krankenpsychologie. Freilich wäre es schwer, für eine solche Diziplin die entsprechenden Professoren zu finden. Und so lächerlich es klingen mag, ich würde es für das beste halten, einen solchen Lehrstuhl mit alten, vernünftigen und vielgeprüften Kranken zu besetzen. Nur der Kranke kann alle jene feinen Zusammenhänge zwischen psychischen Emotionen und physischen Alterationen enthüllen, nur der Kranke könnte uns verstehen lernen, wie seine Welt beschaffen ist. Wir Gesunden urteilen über alle Dinge anders, wir sehen alles in anderem Lichte, wir empfinden alles anders. Und da sollen wir einen Menschen begreifen, der die Welt von dem Standpunkte eines Kranken aus betrachtet? Vischer hat in geistreicher Weise in seinem Romane „Auch Einer" klargelegt, wie schon ein gewöhnlicher Schnupfen auf das Denken und Handeln eines Menschen Einfluß nehmen kann! Wieviel größer müssen erst die Veränderungen bei tiefer eingreifenden Krankheiten sein!

Tatsächlich wissen wir heute, daß es Krankheiten gibt, die das Hirn und die Nerven intakt lassen und die doch auf die Psyche des Kranken einen gewaltigen Eindruck machen, sie verändern, sie umgestalten, sie vollkommen beherrschen. Speziell über die Seelenstimmungen der Tuberkulosen, über ihre Laune, über ihre unmotivierte Lebensfreude, über ihren ungestümen Drang zur Fortpflanzung und Liebestaten sind Bände geschrieben worden. Und doch ist dies erst der Anfang einer neuen Wissenschaft. Viele Menschen, viele große Genies und ihre Werke werden wir erst besser begreifen können, wenn wir die einzelnen psychischen Qualitäten ihrer Krankheiten vor und nach Abfassung ihrer Werke mit in Betracht ziehen werden.

Die kindische Forderung, Ärzte sollten alle Krankheiten, die sie behandeln, selber durchgemacht haben, hat im Grunde genommen einen tiefen Sinn. Freilich müßte der Arzt das Alter Methusalems oder Ahasvers erreichen und ein zweiter „Fliegender Holländer“ müßte er sich in jede Krankheit stürzen, um unversehrt und unbeschädigt den Kampf mit einer neuen aufnehmen zu können und würde nach diesem entsetzlichen Kampfe von tausenden Jahren gerade erst am Anfang der Erkenntnis stehen, so ungeheuer ist die Zahl der verschiedenen Krankheiten, die mit ihren möglichen Variationen und Kombinationen eine unberechenbare, unkommensurable Größe erreicht.

So ist es uns Ärzten nur vergönnt, oder richtiger ausgedrückt, glücklicherweise nur beschieden, hie und da als eigenes Zentrum die Gedankenwelt eines Kranken beobachten zu können, sich als Patient zu fühlen, einen Arzt kritisch beurteilen zu müssen und dergleichen Dinge mehr. Eine alte Erfahrung besagt, daß Ärzte die schlimmsten Patienten sind und dies wird jedem begreiflich, der sich in die Seele eines solchen Arztes

hineindenkt. Das ganze Buch des Wissens liegt vor ihm aufgeschlagen. Er sieht alle die schrecklichen Möglichkeiten, die ungünstigen Ausgänge seiner Erkrankung, die der Arzt dem Laien wohlweislich verschweigt. Sein Wissen muß er teuer bezahlen; alle seine Wissenschaft wendet sich gegen ihn, wird zu seinem Quälgeist, zu seiner großen Peinigerin, zu seiner ewigen Sorge. Denn es gibt eigentlich keine Krankheit, selbst die scheinbar harmloseste, die nicht hie und da einmal die schlimmsten Komplikationen herbeiführen könnte, wie es andererseits auch kein Leiden gibt, das nicht die Möglichkeit einer Heilung gewährt. Ärzte als Patienten können nicht mit den süßen Worten trügerischer Lügen, mit ewigen Verheißungen auf künftige bessere Tage beruhigt werden. Hie und da mag es einem außerordentlich beredten Arzt durch feines diplomatisches Vorgehen gelingen, seinen Kollegen über den Ernst der Situation hinwegzutäuschen. In der Mehrzahl der Fälle geht der kranke Arzt scheinbar auf die Tröstungen ein und sagt sich heimlich: „Mir kannst du nichts vormachen, Kollega. Ich kenne diese Kniffe und Mätzchen zu genau. Ich habe sie selber zu oft in gleichem Falle angewendet.“

Verflossenen Winter hatte ich Gelegenheit, mich zweimal selber als Patient zu fühlen. Immer gesund und kräftig, abgehärtet, jeder Verkühlung und jeder Infektion spottend, hatte mich eine scheinbar unbedeutende Krankheit aufs Krankenlager geworfen und mich monatelang meinem Berufe entzogen. Und ich kann sagen, daß ich in dieser Zeit das beste gelernt habe, was ich für meinen Beruf benötige, nämlich das Verständnis für gewisse Eigentümlichkeiten und Unarten des Kranken seinem Arzte gegenüber. Ich hatte verstehen gelernt, daß alle Kranken den Arzt in zweifacher Weise beurteilen. Als den Freund und

Retter aus der schweren Not und anderseits als den heimlichen Schädiger unseres Wohlstandes und unserer Gesundheit, der uns nicht versteht, der uns zwingt, länger im Bette zu bleiben, als es nötig ist, der uns schon längst hätte gesund machen können, wenn er nach anderen Prinzipien vorgegangen wäre. Diesen Seelenkampf zwischen Liebe und Verehrung einerseits und Haß und Verachtung anderseits müssen alle Kranken, die einen mehr, die anderen weniger durchkämpfen und ihr Benehmen dem Arzte gegenüber ist nur die Resultierende aus all den verschiedenen widersprechenden Gefühlskomponenten. Nur jener Arzt wird seine Kranken verstehen, beherrschen und heilen können, der diese Resultierende in die verschiedenen Komponenten zerlegen kann, der durch gewisse kleine Äußerungen, durch kleine Kunstgriffe die unheimliche schädliche Gedankenarbeit der meistens unbewußten, feindlichen Gefühle zu unterdrücken versteht.

Gelingt dies einem Laien gegenüber in nicht allzu leichter Weise, so ist dieser Vorgang einem Arzte gegenüber noch unendlich schwerer. Unsere Medizin hat eine derartige Ausgestaltung erfahren, daß fast jede Krankheit eine große, verschiedene Anzahl der Heilmittel und Heilmethoden besitzt. Alle diese Heilmethoden und Heilmittel haben ihre Vorzüge und Nachteile. Nimmt nun der kranke Arzt irgendein Medikament, so suggeriert er sich häufig nach kurzer Zeit irgendeine schädliche Nebenwirkung; andererseits ist er ungeduldig und wenn die erwartete Wirkung nicht eingetreten ist, verlangt er stürmisch nach einem anderen Medikamente, probiert allerlei, nimmt verschiedenes hinter dem Rücken seines behandelnden Arztes, kurz, er zeigt alle jene Unarten und Launen, die er an seinen eigenen Kranken so schwer getadelt hat.

Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie ich einmal Gelegenheit hatte, einen großen Chirurgen, der täglich mit seinem Messer wahre Wundertaten verrichtete, in einer kleinen Krankheit zu beobachten, die ihm viele Schmerzen verursachte, quälende, bohrende Schmerzen, welche durch einen kleinen Schnitt sofort hätten gelindert werden können. Drei Tage und drei Nächte, drei schlaflose lange Nächte quälte sich nun dieser Mann, der die größten Operationen mit eisiger Ruhe ausführen konnte, bis er endlich zähneklappernd, leichenfahl, vor Angst fast verwirrt, unter dem Eindruck widerstrebendster Gefühle sich in einem plötzlichen Entschlusse den kleinen Schnitt in ungeschicktester Weise beibrachte, dabei fürchterlich aufschrie und kurz darauf, vom Schmerze befreit, vor Freude fast zu weinen anfing. Ungeheures Aufsehen hat es vor einigen Jahren in ärztlichen Kreisen gemacht, als ein berühmter Gallensteinoperateur, der jeden Gallensteinkranken sofort dem Messer auslieferte, die Gallensteine entfernte und diese Methode als die allein richtige und logische bezeichnet hatte, als nun dieser Gelehrte plötzlich nach Karlsbad fuhr, weil er selber an der schmerzhaften Gallensteinkrankheit zu leiden begann. Freilich versuchte er sein Vorgehen in jeder möglichen Weise des lächerlichen Beigeschmacks zu berauben. Aber eines hat sich auch hier klar gezeigt, daß der Arzt als Patient aufhört, hier wie ein Arzt zu denken, daß sein Denken unter dem Einflusse seiner Krankheit steht, und daß die Seele des Kranken nur von der Seele des Kranken verstanden werden kann.

Wieviel Menschen hatte ich Kaltwasserkuren verordnet, wie lächerlich waren mir alle jene Leute erschienen, die unter einer kalten Dusche aufschrien und die kalten Prozeduren entweder widerstrebend oder mit verschiedenen Ausrufen Huuu-uu Uhuu-uu oder

Eiie-ei-ei oder einem langgedehnten i — — — — i i in höchsten Tönen über sich ergehen ließen. Man lache niemals über gewisse Situationen, in denen man sich selber noch nicht befunden hat. Das Lächerliche ist immer nur das Unverstandene, ist die Projektion unserer eigenen Psyche in eine fremde Gedankenwelt. Und die Differenz dieser verschiedenen Welten löst dann jenen Vorgang aus, den wir das Gefühl des Lächerlichen nennen. Da sollte ich selber eine Kaltwasserkur durchmachen, und als eifriger Schwimmer und Wasserpritschler schien mir dies eine angenehme Abwechslung zu sein. Nun hatte ich dabei so meine eigenen Erlebnisse. Sich selbst zu waschen, ist gewiß sehr angenehm; gewaschen zu werden ist geradezu entsetzlich. Da steht ein baumlanger, riesenstarker Wärter vor dir und fährt dir mit einem kalten Tuche über Gesicht, Kopf und Nacken und du lernst jetzt deinen Jungen begreifen, der beim Waschen immer entsetzlich heult und sich gerne allein waschen möchte, was ihm jedoch der Ordnung halber strenge verboten wird. Dann steckt man dich in eine moderne eiserne Jungfrau, das ist ein sogenannter Dampfkasten, wo du wehrlos und förmlich gefesselt der Macht der heißen Glühlampen oder brennenden Dämpfe ausgesetzt bist. Aus allen deinen Poren bricht Schweiß, ein Angstgefühl, du könntest hier verbrennen, der Badewärter könnte deiner vergessen, bemächtigt sich deiner armen Seele, die in diesem Momente nicht entscheiden kann, daß dieses Angstgefühl nur durch eine leichte Erregung des Herzens entstanden ist. Vor dir steht der treffliche Leiter der Wasserheilanstalt wie ein Großinquisitor und weidet sich an deinen Qualen. Das heißt, wissenschaftlich ausgedrückt, er will beobachten, wie die Reaktion eintritt, das heißt die entsprechende Antwort der Hautgefäße

auf die verschiedenen Wärme- und Kältereize. Du schwitzt wie in der Hölle! Endlich wird die Situation unerträglich, du rufst nach Hilfe und wirst befreit. Aber schon stürzen sich zwei baumlange Kerle auf dich und unter dem Vorwand, dich abreiben zu wollen, prügeln sie dich gehörig durch, wahrscheinlich um dich für deine früheren Gefühlslosigkeiten solchen Abgeriebenen gegenüber empfindlich zu strafen.

Zum Schlusse wirst du noch in ein kaltes Bad gesteckt, gerieben, übergossen, hin- und hergeschupft, angeeifert, selber zuzugreifen, daß dir Hören und Sehen vergeht. Und unter dem Einfluß dieser verschiedenen Reize vergißt du deine langbewahrte Würde und stößt das vielverachtete „U-hu-hu-hu-hu-hu" deiner Patienten selber aus. Heimlich denkst du dir, das ist ja nichts als eine Marter im wissenschaftlichen Gewande und nimmst dir vor, nie mehr deinen edlen Körper solchen Barbareien auszusetzen. Aber siehe da, nachher durchströmt dich ein wohliges Gefühl der Wärme, deine Schmerzen und trüben Gedanken verschwinden und pünktlich zu angesagter Stunde bist du am nächsten Tage wieder da und läßt die vom Großinquisitor anbefohlene Marter wieder über dich ergehen. Am dritten Tage bist du ihm sogar dankbar, weil du dich besser fühlst und allmählich dämmert in dir das Verständnis, daß du als Arzt geradeso schlimm denkst wie die anderen Patienten, daß du nur nach den Erfolgen urteilst, daß du nach einem anfänglichen Mißerfolge sicherlich die Geduld verloren hättest und daß du auch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch bist — — —

Und du lernst den Schreckensruf aller medizinischen Größen verstehen: „Gott bewahre uns vor Ärzten als Patienten!"

Die Zerstreuungskur.

Das nenne ich ein verteufeltes Pech! Gerade am Silvester muß ich über einen glatten, schneebedeckten Stein ausgleiten und mir eine Sehnenzerrung zuziehen! Und ich habe heute noch so viel zu besorgen und abzulaufen. Jeder Schritt ist so schmerzhaft, daß ich unwillkürlich hinken muß. Aber mir fällt eine Erzählung meines unvergeßlichen Lehrers Albert ein; er zwang einen mühsam humpelnden General dadurch zum Gehen, daß er seinen Wagen fortschicken ließ, und heilte ihn so auf rascheste Weise.

Ich muß also gehen, gehen, gehen, wenn es auch schmerzt. Ich zwinge mich, energisch aufzutreten und militärisch auszuschreiten. Es geht nicht. Der Schmerz wird immer heftiger; wenn ich eine Stiege steigen soll, muß ich bei jeder Stufe stehen bleiben. Bücken ist mir absolut unmöglich. Eine schöne Bescherung!

Ich traute mich gar nicht, in diesem Zustande nach Hause zu kommen. Was wird meine Frau sagen? Wird sie mir auch glauben? Es ist schon das zehntemal, daß mir gerade zu Silvester etwas passiert. Einmal erkranke ich an so heftiger Migräne, daß wir aus der lustigsten Gesellschaft fortmüssen, ein anderes Mal ziehe ich mir einen akuten Luftröhrenkatarrh zu, das drittemal muß ich bei einem Kranken wachen — und so fort in mannigfaltiger Abwechselung. Der Silvester ist für mich ein kritischer Tag erster Ordnung —

und jedesmal verderbe ich einer genußfreudigen Gesellschaft die frohe Stimmung. Au weh! Wie das bohrt und reißt, wie das brennt und schneidet, als wenn eine glühende Nadel durch meinen Schenkelnerv gestoßen würde. Nun geht es absolut nicht weiter. Ich muß ins Bett gehen.

Eine Patientin sagt mir ironisch: „Sie als Arzt werden sich schon zu helfen wissen. Ein Arzt darf überhaupt nicht krank sein.“

Ein Arzt darf nicht krank sein! Ein altes Wahrwort. Wir dürfen keine Menschen sein, für uns sollen keine Bakterien, keine Verkühlungen, keine Sehnenzerrungen existieren. Doch ein kleines Körnchen Wahrheit lag trotzdem in den Worten meiner Patientin. Ich muß mir selber helfen. Was würde ich meinen Kranken in dieser Lage verordnen?

Ich lasse alle Heilmittel und Heilmethoden Revue passieren und zwei finden für diesen Fall Gnade vor meinen Augen: Wasserkur und Massage. Ich raffe mich auf und erklettere mit Mühe eine Elektrische. Bei der Rotenturmstraße steige ich aus. Die paar Schritte bis zum Fleischmarkt sind mir mühseliger und schwerer als eine Bergpartie im Raxgebiete. Endlich! Endlich! Ich bin in der Anstalt — ich kleide mich mit Ach und Weh aus und stelle mich tapfer unter die schottische Dusche. Heißer Wasserdampf dringt auf mich, dazwischen prasseln einige kalte Fächerschläge. Dann kommt die Tortur der Massage.

Ich beginne die Logik der Naturvölker zu begreifen, die ein krankes Glied schlagen, um es für die erlittenen Schmerzen zu bestrafen. So durchzuckt mich unter fürchterlichen Leiden ein unsagbares Wonnegefühl, wenn der Masseur auf die empfindlichen Stellen kommt. „Nur zu! Kneten! Streichen! Drücken! Kräftiger!“ Der Gesamtorganismus rächt sich an dem

elenden Zellenhaufen, der mich so peinigt. „Nur weiter!“ Der Masseur keucht, ich fühle, er ist müde, er kann nicht weiter.

O Wunder! Ich stehe schmerzfrei auf, ich hüpfe durch die Anstalt wie ein Seiltänzer, der sich kokett und graziös nach allen Seiten hin verbeugt. Schmerzfrei! Was sind alle Freuden dieser Welt gegen die eine Freude, Leid überwunden zu haben? Ich kleide mich an, ich bücke mich ohne Schmerzen. Hallelujah! auf zur Silvesterfeier!

Ich gebe dem Masseur ein für meine bürgerlichen Begriffe königliches Trinkgeld. Mein Gott — ich bin so glücklich, daß ich aller Welt ein Trinkgeld geben könnte. Dem Türsteher, der mich verwundert ansieht, drücke ich dankesinnig auch ein Trinkgeld in die Hand.

Wie weise waren doch die alten Deutschen! Wie sagt ihr alter Spruch? „Nimm das Geld, solange der Kranke noch Schmerzen hat; nach der Krankheit ist der Arzt in üblem Geruch.“ Kaum höre ich die Tür hinter mir ins Schloß fallen, so durchzuckt mich wieder der alte Schmerz. Es wird nur ein leiser Nachklang sein, tröste ich mich und will mir die Schmerzen psychisch wegsuggerieren. Es hilft nichts. Badediener, deine Mühe und mein Trinkgeld waren vergebens! Es ist dieselbe Geschichte, wie vor der Kur. Wütende Schmerzen, die mich zum Hinken zwingen; mühsam schleppe ich mich die Stufen zu meiner Wohnung hinauf.

Meine Frau ist schon angekleidet. Mein schwarzes Staatskleid liegt ebenfalls in düsterer Ruhe vorbereitet. „Muß ich mich umkleiden?“ fragte ich kleinlaut, in der stillen Hoffnung, mir diese jetzt so schmerzvolle Prozedur zu ersparen.

„Du wirst doch nicht in diesen Kleidern in Gesellschaft gehen wollen?“

Ich kleide mich resigniert um und meine stark verhüllten Schmerzempfindungen verraten meiner Frau, daß etwas bei mir nicht in Ordnung ist. Ich gestehe endlich, daß ich große Schmerzen im Beine habe. Sie sieht mich etwas ungläubig an und meint endlich gefaßt: „Ich wußte es ja. Du hast halt deinen obligaten Silvesterschmerz. Bleiben wir also zu Hause.“

Ich versichere darauf, daß es nur eine Kleinigkeit wäre, daß ich mich närrisch auf den Silvester freue und dergleichen Dinge mehr.

Endlich bin ich mit der Toilette fertig, reiche meiner Frau den Arm und führe sie mit festen Schritten zu den „Elf Scharfrichtern“, wobei ich mir wie ein moderner Mucius Scävola vorkomme, der seine Hand ins Feuer steckt, ohne eine Miene zu verziehen. Der Wille vermag alles ... Ich gehe weiter, ich plaudere und vermeide es, von meinem Schmerz zu reden, weil das bei meiner Frau immer ein mir sehr unangenehmes ironisches Lächeln des Unglaubens hervorruft.

Endlich sitze ich auf meinem Platze und schwöre es mir, mich jetzt einige Stunden nicht vom Flecke zu rühren. Damen erscheinen, ich muß aufstehen, Grüße wechseln, was mir sehr schwer fällt. Zum Überflusse wird die Sitzordnung geändert, was mir nur mit großem Heroismus und unter Höllenqualen möglich ist.

Das Spiel beginnt. Ich kann kaum hinhorchen. Dabei mißfällt mir die erste „Exekution“ gründlichst. Das soll eine Satire sein? Das ist nichts als Pornographie in dramatischer Form. Meine Gedanken weilen bei meinen Schmerzen. Wenn ich nur wenigstens lachen könnte!

Warum lachen denn alle diese Leute über „Henri den Conferencier“? Ich blicke gelassen mit müder

Duldermiene auf das Publikum. Wenn nur alles schon aus wäre! Wenn ich schon daheim wäre und meine kranken Glieder im Bette weich und ruhig lagern könnte! Wie langsam die Zeit verstreicht! —

Ein sympathischer Baß beginnt ein Lied von Otto Julius Bierbaum. Der paßt mir in meine Stimmung! Als wenn die Welt aus lauter Rosenbusch, Maientanz und Tanderadei bestehen würde. Lyrik und Ischias, ein seltsames Paar, die hat nur der selige F. Th. Vischer in seiner köstlichen „Ischiade“ zusammenreimen können.

Nein — diese schöne Stimme! Der Mann beginnt mich zu interessieren. Ich werde warm. Bravo! Bravo! Er muß noch ein Lied singen.

Schon ist ein anderer Scharfrichter auf der Bühne und exekutiert das dramatische, ergreifende Erntelied von Richard Dehmel: „Mahle Mühle, mahle.“ Das geht mir durch Mark und Bein. Ich vergesse meinen Schmerz und springe erregt auf. Mit meiner Frau wechsle ich einen Blick stillen Einverständnisses, den ersten an diesem Abend.

Bewegung im Publikum. Der Star des Abends, die Delvard, erscheint. Erst mißfällt sie mir gründlich; bald aber hat sie mich besiegt und überwunden. Sie ist ja eine große Künstlerin! Ihr starres, unschönes Gesicht gewinnt beim Vortrage, wird lebhaft und mitunter hinreißend schön. Ich verstehe jetzt zum erstenmal das Wesen der Schönheit. Nicht das ewig Schöne, sich Gleichbleibende reizt uns Männer; ich begreife, daß uns eine Schönheit so unangenehm werden kann, wie ein ewig blauer Himmel. Wenn jedoch ein häßliches Gesicht sich plötzlich verklärt, das muß überwältigen und hinreißen, wie die Sonne, wenn sie aus düsterem Gewölk plötzlich hervorbricht. In diesem Sinne gibt es keine absolut häßlichen Menschen;

so erkläre ich mir die Macht mancher scheinbar unschönen Frauen. Ich beginne diesen Gedanken auszuspinnen, ich vertiefe mich in die Psychologie der Schönheitsempfindung, ich verfechte meine Ansicht vor meinen Tischgenossen, ich werde immer lebhafter und erregter und habe — ganz meinen Schmerz vergessen.

Da wir um die zweite Stunde aufstehen, merke ich mit Erstaunen, daß ich vollkommen schmerzfrei bin. Ich könnte jubeln vor Freude und überrasche die große Gesellschaft durch den unerschöpflichen Born meiner schlechten Witze und meine überschäumende „Drahrerstimmung". Ich habe gar kein Schlafbedürfnis.

Kaum einige Stunden konnte ich in der Nacht der Ruhe pflegen. Gegen meine sonstige Gewohnheit empfinde ich am nächsten Tage nichts von einem Katzenjammer. Ich fühle mich vollkommen frisch und arbeitsfähig, schmerzfrei und glückselig.

Das „Drahn" als Heilmittel! Nachträglich fällt mir eine noch ähnliche Erfahrung ein. Ich soll in meiner Studentenzeit zu einem Bankette gehen, dort eine Rede halten und Gelegenheitsverse deklamieren. Plötzlich fühle ich Fieberschauer und heftige Halsschmerzen. Ein Blick in den Spiegel belehrt mich, daß ich mich in dem ersten Stadium einer veritablen Halsentzündung befinde. Was tun? Sollte ich meine Kollegen im Stiche lassen und ihnen den ganzen Abend verderben. Ich entschließe mich hinzugehen und nur das Notwendigste zu leisten. Bald war ich von der allgemeinen Erregung fortgerissen. Ich halte meine Rede, spreche, singe ohne Unterbrechung — denn ich hatte das ehrenvolle Amt eines Sangwartes — und bald war die Halsentzündung vergessen. Ich war geheilt.

Eine gefährliche Kur! Und ich möchte keinem raten, sie mir nachzumachen; denn ich hätte mir

ebensogut eine unangenehme Komplikation holen können. Aber als einen beweisenden Fall für die Macht der Unterhaltung möchte ich dieses Erlebnis anführen. Freilich spielen noch andere Faktoren mit. Die permanente Inanspruchnahme der Stimme führt zu einer besseren Durchblutung der Rachenmuskulatur. Mit dem Blute strömten die Schutzzellen meines Organismus in die kranken Gewebe. Wer möchte da entscheiden, wieviel auf Rechnung der Psyche, der Zerstreuungskur zu schreiben ist?

Jedenfalls ergibt sich aus solchen Erlebnissen die weise Mahnung, sich zeitweise aus dem ewigen Einerlei herauszureißen. Das moderne Leben wird immer eintöniger, unsere Gefühlsskala immer kleiner, unsere Erlebnisse werden immer geringfügiger. Während die Zeitung unseren Geist in einer halben Stunde durch das bunte Welttheater führt, wir mit Asien, Afrika und Amerika die Sensation des Tages teilen, läuft unser Leben in ausgefahrenen Geleisen müde und monoton seinen langweiligen Trott. Vielleicht drängen sich die Menschen deshalb zu grausigen Stücken, blutigen Stierkämpfen und grellen Kunstwerken, weil sie, vom Reizhunger gepeinigt, der Langweile, dem ewig drohenden Gespenste unserer Zeit, entgehen wollen.

Soll es nicht eine jener uralten Lügen sein, denen die Menschheit den gleißenden Mantel ewiger Wahrheiten umhängt, daß ein stilles, ruhiges Leben alt werden lasse? Zeigt nicht die Erfahrung, daß die nervösen Menschen mit ihren unzähligen Erregungen am längsten leben? Ist die Nervosität nicht selber die Reaktion auf die Reizlosigkeit unseres Daseins? Seht euch doch die jämmerlichen Menschen an, deren Leben jahraus jahrein nach der Uhr verläuft, die ihre Genüsse und Leiden programmäßig absolvieren und die nicht einsehen wollen, daß Ab-

wechslung das einzige Vergnügungsmittel alles Lebens ist!

In einer gemütlichen Gesellschaft wurde jüngst erzählt, ein Leutnant habe beim „Brady", als das Lied: „Ich reiß' der Welt a Hax'n aus" gesungen wurde, einem Tische ein Bein ausgerissen. Unter tosendem Jubel der Korona trug er dann den Tisch mit einem Arm durch den Saal. Der übermütige Kraftmeier wurde gehörig verlacht: Wie kindisch! Wie töricht! Wie sinnlos! O, ihr klugen Philister! Wißt ihr denn, von welchen Energien sich ein gequältes Menschenherz durch solch eine Tat befreit hat? Vielleicht hat er mit diesem Kraftstücke seiner Seele einen spitzen Pfeil entrissen, der in einer brennenden Wunde steckte und sie nicht heilen ließ! Vielleicht . . . Doch wozu die vielen Hypothesen? Die Dinge scheinen ihre tiefe psychische Berechtigung zu haben. Man vergesse auch nicht, daß der Einsatz ein hoher ist: Wir opfern köstliche Stunden des unentbehrlichen Schlafes, des Regenerators unserer Seelen- und Körperkräfte. Hat der Aderlaß nicht auch seine große physiologische Berechtigung in vielen Fällen, und wir opfern unzählige Millionen roter Blutkörperchen? Von Zeit zu Zeit mag eine Änderung der Lebensweise, wenn auch nur für einen Tag oder für eine Nacht, wie ein Aderlaß wirken. Man vergesse nicht, einen wichtigen Faktor mit in Erwägung zu ziehen! Das sinnlose Opfern der Stunden, das Bummeln von einem Vergnügungslokal ins andere, bloß um die Zeit totzuschlagen, hat mit meiner Zerstreuungskur nichts zu tun.

Die Stimmung darf nicht fehlen, die Stunden müssen uns in einem Freudentaumel verfließen, und wir müssen sie bangend entfliehen sehen und sie zurückhalten wollen. Sie müssen wert sein, in unserer Erinnerung aufzublühen und in düsteren Stunden

einen rosigen Schein zu verbreiten. Auch das „Drahn“ scheint eine Kunst und kein gewöhnliches Handwerk zu sein.

— — — — — — — — — — — —

„Das willst du drucken lassen?“ sagte vorwurfsvoll meine Frau, welche die feuchten Blätter gespannt gelesen hatte.

„Warum nicht?“

„Das geht nicht! Du gibst den Ehemännern einen neuen Vorwand, wie sie sich frei machen können. Wenn sie jetzt „Drahn“ werden, so können sie den armen Frauen vormachen, es sei eine vom Arzte verordnete „Zerstreuungskur“.

„Ah — so habe ich es nicht gemeint, jeder Ehemann muß die Kur in Gemeinschaft einer Frau durchmachen.“

Eine Zeitlang schwieg meine immer sehr kritisch angelegte Gattin. Dann nahm sie eine Feder und setzte dem Wörtchen „einer“ ein „s“ vor.

Ich schwieg beschämt, denn sie hatte recht — wie immer.

Unter der Herrschaft der Imperative.

Ich geniere mich, die Wahrheit zu gestehen: Ich bin ein unglücklicher Mensch. Und die Ursache meines Unglücks ist meine gute Erziehung. Das klingt komisch, ist aber leider die ernste Wirklichkeit. Meine gute Erziehung ist meine erbliche Belastung. Schon früh predigten mir meine Eltern, Tanten, Lehrer und Erzieher Gehorsam als die schönste Tugend eines Kindes. Ich war unglaublich gehorsam. Ich glaube, wenn mir mein Vater befohlen hätte, das Ei des Kolumbus auszubrüten, ich hätte es nach meinen schwachen Kräften versucht. Ich war ein Musterknabe, für den ein Befehl immer ein Befehl und zugleich ein Wunsch war. Der „kategorische Imperativ" war der Leuchtturm meiner Jugend.

Leider ist diese Achtung vor den Imperativen nicht mit der Jugend in Nichts zerflattert, sondern mir fürs ganze Leben geblieben. Bin ich eine Ausnahme? Oder ist mein Schicksal ein typisches? Ich glaube, wir alle leiden unter den Imperativen. Der eine mehr, der andere weniger. Mein Unglück ist es, daß ich mich unter jenen befinde, die mehr leiden. O, was sind alle Unterdrückungen des Altertums, was die Tyrannis der Despoten, Minister, Polizeibeamten, Hausbesorger und Kritiker gegen die unerträgliche Schreckensherrschaft der Imperative? Was würde ich nicht geben, um mich von dieser vermaledeiten Suggestibilität —

so nennen es ja die Gelehrten — befreien zu können! Man wird meinen Schmerz verstehen, wenn ich einige Erlebnisse aus meinem Leben zur belehrenden Warnung für alle Erzieher hier mitteile.

Jahrzehntelang war ich der größte Sodawasserkonsument der Welt. Andere Menschen lasen ja auch in den Zeitungen die stehende Formel: „Trinken Sie zur Erhaltung Ihrer Gesundheit Sodawasser." Ich stand unter der Herrschaft dieses Imperativs willenlos, seelenlos, ein Automat. Ich trank Sodawasser des Morgens, ich trank Sodawasser des Mittags, ich trank Sodawasser bei Nacht. Ich wurde kugelrund und aufgebläht, wie ein lenkbares Luftschiff mit einem Windmotor. Ich wäre sicherlich an diesem Imperativ zugrunde gegangen, wenn die P. T. Sodawasserfabrikanten nicht müde geworden wären und den Imperativ nicht hätten verschwinden lassen.

Einige Monate durfte ich mich meiner Freiheit freuen. Ich trank einfach, wonach ich Verlangen hatte. Die schöne Zeit sollte nicht lange dauern. Eines Tages kam ein Flugblatt in mein Haus, das eine Reihe der saftigsten Imperative enthielt. Es war mir von einem Abstinenten zugeschickt worden. Auf der ersten Seite stand: Fort mit dem Alkohol aus dem deutschen Bürgerhause! Freilich kam ich bald darauf, daß dieses Flugblatt nur eine Reklame für den alkoholfreien Trank „Giftreiner Fruchtsaft Pomato" darstellte. Was half mir meine Einsicht gegen diese fettgedruckten, unverschämten Imperative? „Sie müssen Pomato trinken, wenn Sie gesundes Blut haben wollen!" Welcher Mensch will kein gesundes Blut haben? Die Logik war ja für mich niederschmetternd. Ich begann, „Pomato" zu trinken, und ich hätte es noch bis heute getrunken, wenn nicht eine große Reihe neuer Imperative den Bann gelöst hätte. Ist das ein

menschenwürdiger Zustand? Darf sich jeder wildfremde Mensch unterstehen, mir etwas zu befehlen? Ich komme mir ja vor wie die armen Opfer, denen der Hypnotismus energisch zuruft: Schlafen Sie! — und die sofort wie die Lämmchen einschlafen.

O, wie habe ich durch diese abscheulichen Imperative gelitten! Ich gehe ahnungslos durch die Straßen. Plötzlich fällt mir ein Riesenplakat in die Augen:

Waren Sie schon beim Wollkönig?
Wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist —
Gehen Sie zum Wollkönig!
Gehen Sie — und Sie werden ein
neuer Mensch
sein!
Verwechseln Sie nicht die Adresse!
VI. Mariahilferstraße 432. E.
Nur E! Nicht F.

Ein anderer Mensch hätte sich gefragt: Was geht mich der Wollkönig an? Ich — Unglückseliger, ich mußte mich sofort auf die Elektrische setzen. Dort wollte ich ein wenig ausspucken. Aber die Warnung: „Nicht ausspucken!“ machte aus einem befreienden, selbstverständlichen Akt einen entehrenden, absorbierenden Vorgang. Vor dem Wollkönig befolge ich erst durch eine Viertelstunde den Imperativ: „Schuhe sorgfältig reinigen!“ und versorge mich dann für ein Menschenleben mit Jäger-Hemden, Jäger-Hosen, Wollstrümpfen, Wolleibchen, Pulswärmern, in denen ich in der Hitze unsäglich leide. Ich glaube, der Wollkönig selber kann nicht so viel transpirieren wie ich.

Ein anderes Mal will ich am Feiertag mit der Stadtbahn einen Ausflug machen. Vor der Kasse erschreckt mich der Imperativ: „Kleingeld bereit halten!“ Ich habe gar kein Kleingeld bei mir. Ich muß ins nächste Kaffeehaus, um es dorten zu wechseln.

Unglückseligerweise nehme ich eine Zeitung in die Hand. Auf der letzten Seite packt mich wieder ein umschriebener Imperativ: „Wiens schönster Ausflug ist das Gasthaus ‚zur Hühnersteige‘. (Sechs Minuten von der Stadtbahnhaltestelle.) Jeder Wiener sehe sich die ‚Hühnersteige‘ an.“ Obwohl meine Freunde in Hütteldorf auf mich warten, fahre ich zur „Hühnersteige“. Natürlich ist sie eine halbe Stunde von der Station entfernt. Ein heißer, staubiger, sonniger Weg. Und in der „Hühnersteige“ bin ich vorläufig einer der wenigen Gäste.

Was habe ich nicht versucht, um mich von diesem Bann zu befreien! Ich habe mir ein Rundreisebillet um die Erde genommen, um einen Ort zu finden, wo man keinen Imperativ kennt. Da kam ich vom Regen in die Traufe. In Amerika bekam ich den imperativen Wahnsinn. Jedes Haus, jede Droschke, jeder Dienstmann, jeder Gegenstand war der Träger irgendeines Imperativs. Auf dem Zahnstocher wurde mir befohlen, „John Perkins Mundwasser“ zu gebrauchen und auf dem Teller stand: „Verwenden Sie nur Eggertons Zahnseife“. Der Kellner gab mir die Rechnung mit einem Imperativ, der mich beauftragte, „Mister Dick Watter Kenters antiseptische Kautabletten“ zu benützen. — Kurz, die Imperative kreuzten sich in meinem Hirn und erzeugten den imperativen Wahnsinn, der in Amerika jetzt zahllose Opfer fordern soll. Ich wurde schließlich durch eine tiefe Narkose geheilt und in einer finsteren Kabine — fern allen Imperativen — mit lenkbarem Luftschiff nach dem Nordpol geschickt. Dort sollte ich einige Wochen in dem ersten fossilen Mammutsanatorium „zum Eisbär“ die modernste Polarluftkur durchmachen. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich dort auf einem schier unzugänglichen Eisberg die furchtbare Sug-

gestion erhielt: „Waschen Sie sich mit Rabels patentierter Eierseife". Wo sollte ich am Nordpol Rabels patentierte Eierseife hernehmen?

Ich weiß es gar nicht, wie ich nach Wien zurückgekommen bin.

Es war ein glücklicher Zufall, der mir den Befehl zur Heimreise gab. Ich bekam ein Zeitungsblatt aus Wien in die Hand, in dem sich ein Aufruf befand, der mit den Worten begann: „Wiener! Die Entscheidungsstunde ist gekommen. Auf zur Urne!"

Ich fuhr schnurstracks nach Hause. Natürlich war diese betreffende Wahl schon längst zu Ende — und wir hatten schon inzwischen die zehnte neue Wahl. Mein Gott! Was habe ich darunter gelitten! Alle Parteien schickten mir kategorische Wahlimperative ins Haus. „Wählen Sie nur Herrn X, wenn Ihnen das Wohl der Vaterstadt am Herzen liegt." Oder: „Wer für den Fortschritt ist, wähle Herrn Y." Oder: „Sie sind ein freier Mann. Sie werden dem unabhängigen Kandidaten, Herrn Z, ihre Stimme geben!" Und das nennen die Menschen eine freie Wahl? Haben wir überhaupt noch einen Schimmer von persönlicher Freiheit, so lange die verdammten Imperative nicht aus der Welt geschafft werden? Können wir einen Entschluß fassen, ohne daß uns Imperative dazu nötigen?

Ich nehme die Zeitung in die Hand. Der Kritiker behauptet, dieses oder jenes Stück müsse jedermann gesehen haben, der sich für einen gebildeten Menschen hält. Dies oder jenes Buch muß man gelesen haben. Diese oder jene Ausstellung muß man gesehen haben. Außer diesen offenen Imperativen gibt es noch eine Unmenge versteckter Imperative, die nicht ausgesprochen werden, weil sie sozusagen in der Luft liegen.

Die Mode ist — um nur ein Beispiel zu nennen — so ein allgemein anerkannter Imperativ. Daß man im Sommer aufs Land muß, ist ebenfalls ein geheimer Imperativ, unter dem sich arm und reich beugt. Daß man Sonntags ein Kaffeehaus aufsuchen muß, ist in Wien ebenfalls ein in der Luft liegender Imperativ. Soll ich einen Verein gründen, zur Bekämpfung der Imperative? Ja — wenn ich nicht wüßte, daß das Gründen eines Vereins nicht an und für sich für den Deutschen ein geheimer Imperativ ist!

Ich weiß nur ein Mittel. Die jetzige Generation ist schon unrettbar verloren. Wir können nur für die Zukunft arbeiten. Wir verbannen den Imperativ aus der Grammatik und dem öffentlichen Leben. Was soll uns eine befehlende Form, aus der doch immer eine leidende wird? Wir erzwingen ein Gesetz, das die Anwendung von Imperativen in Politik, Kunst, Wissenschaft und Reklame, was ja eigentlich auf ein und dasselbe hinausläuft, verbietet.

„Fort mit den Imperativen!“ soll die Losung einer neuen Zeit sein. Aber — das wäre ja wieder ein Imperativ! Gibt es denn kein Entrinnen aus diesem Zirkel?

Oder muß ich leiden, bis der letzte gewaltige Imperativ, der Tod, sein Machtwort zuruft: „Ruhe sanft!“

Der Unterhaltungsabend.

Ich war gerade eingeschlafen, als mich ein heftiges Klopfen an meiner Tür weckte. „Was ist denn los?“ rief ich schlaftrunken. „Herr Doktor sollen sofort zu einem Schwerkranken kommen. Ein Herr wartet draußen.“

Ärzte und Hausbesorger müssen sich gewöhnen, rasch die Welt des Traumes und die wohlige Wärme des Bettes verlassen zu können. Im Nu war ich völlig munter und in meinen Kleidern.

Im Vorzimmer stand ein sehr eleganter Herr in Balltoilette. Er murmelte in großer Aufregung einige unverständliche Worte von einer gefährlichen Vergiftung und trieb mich zur höchsten Eile an. Er fürchte für das Leben seiner Frau.

Bald darauf stand ich in seinem Schlafzimmer. Da lag ein junges, hellblondes Wesen, in Tränen aufgelöst, von Krämpfen geschüttelt, in einem himmelblauen Bette. Jetzt erfuhr ich erst den wahren Sachverhalt.

Die erzürnte Gattin hatte nach einem erregten Streite ein halbes Fläschchen „Kirschlorbeer mit Morphium“ ausgetrunken. Die übrig gebliebene Hälfte wurde mir vorgezeigt. Den Rest glaubte ich, dem intensiven Geruche nach, auf der eleganten Seidendecke verschüttet zu sehen. Ein Griff nach dem Pulse und



ein Blick nach den Pupillen überzeugte mich, daß ich es mit einer jener theatralischen Vergiftungsszenen zu tun hatte, die dazu bestimmt sind, das steinharte Herz eines grausamen Gatten durch bittere Reuegefühle zu erweichen. Ich war bald mit meinen Anordnungen fertig und wollte gehen.

Der zitternde Gatte bat mich um alles in der Welt, ihn jetzt noch nicht zu verlassen und noch ein Stündchen dazubleiben. Vielleicht würden sich die schädlichen Folgen der Vergiftung erst nach einiger Zeit einstellen. Was sollte ich machen? Nolens volens mußte ich bleiben, obwohl es gar nicht notwendig war. Wir traten in sein modernes Rauchzimmer, brannten uns Zigarren an und sprachen eine Zeitlang allerlei gleichgültige Dinge.

Plötzlich begann er: „Sie werden sich einen schönen Begriff von unserer Ehe machen. Wir sind erst sechs Monate verheiratet."

„Und schon so weit ... Allerdings nicht alltäglich."

„Das Schönste, geehrter Herr Doktor: es geschah ohne jede Motivierung."

„Sie müssen doch einen heftigen Streit durchgefochten haben?"

„Das wohl. Aber die Veranlassung war direkt kleinlich. Ich muß Ihnen reinen Wein einschenken. Sie sollen unparteiisch urteilen können. Gestern Mittags sagte mir meine Frau plötzlich: Ich habe es satt, meinen Karren im ausgefahrenen Geleise der Hauswirtschaft weiterzuziehen. Ich möchte mich gern einmal herzlich unterhalten. Gut, sage ich, das trifft sich ja vorzüglich. Ich bin gerade für heute zu einem Unterhaltungsabend eines Geselligkeitsvereines geladen worden. In der Einladung ist auch von einem gewählten humoristischen Programm die Rede. Gehen wir hin. Meine Frau

war ganz glückselig vor Vergnügen, bat mich, ja nicht zu spät aus dem Bureau zu kommen, damit wir noch gute Plätze erobern könnten. Das tat ich auch und so saßen wir eine Stunde vor offiziellem Beginn der Vorträge als die ersten im leeren Saale, ganz nahe beim Podium. Allmählich kamen verschiedene Menschen: Studenten, junge und alte Mädchen, Eltern, Ehrengäste und Mitwirkende. Es war ganz amüsant, die vielen Menschen der Reihe nach ankommen zu sehen, und erhöhte die feierliche Spannung meiner Frau. Man denke — unser erster Abend außer dem Hause!

Die Vorträge begannen natürlich eine Stunde später, als es die Programme vorhergesagt haben. Das scheint eine allgemeine Sitte aller Unterhaltungsabende zu sein.

Aber endlich hatten wir es doch erreicht; sie begannen. Eine sehr bissig aussehende Pianistin in den besten Jahren wurde von einem Komiteemitgliede zum Klavier geführt und kämpfte einen heroischen Kampf mit einer Rhapsodie von Liszt. Für musikalische Menschen, die dieses Werk bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholt gehört und noch häufiger selber gespielt hatten, war dies eine harte Geduldprobe. Ich machte meine sehr erstaunte Frau, die eine glänzende Pianistin ist, darauf aufmerksam, daß gewöhnlich die schwächste Nummer zuerst geboten werde, gewissermaßen ein „lever de rideau", um durch den Kontrast die Wirkung der „Schlager", der sogenannten „großen Kanonen" zu erhöhen.

Inzwischen amüsierten wir uns über die köstlichen Gesten der „Künstlerin". Sie warf den Kopf à la Sauer zurück, ließ ihn à la Rubinstein nach vorne fallen, kurz, die Mätzchen und Bewegungen der großen Virtuosen beherrschte sie meisterhaft.

Über das Spiel will ich schweigen, es war einfach unerträglich. Endlich — endlich war sie fertig. Ein

Beifallsorkan raste durch den kleinen Saal. Die jungen Leute stiegen auf die Stühle und brüllten wie rasend: Bravo! Bravo! Bravo!

Die Gefeierte gab noch einige Stücke zu, die zu den abgedroschensten unserer Zeit gehören. Jedesmal nachher lebhafter Beifall! (Ich erfuhr erst später, daß die Künstlerin die Schwester des Obmannes war und sich trotz ihrer Häßlichkeit beim letzten Vereinskränzchen den ersten Schönheitspreis errungen hatte...)

Schließlich hat alle Qual ein Ende und die Dame sank, physisch gebrochen, auf einem Sessel zusammen, unfähig, eine Taste zu berühren. Wir waren boshaft genug, uns darüber unbändig zu freuen.

Wie bitteres Unrecht haben wir ihr getan! Was ist eine Pianistin gegen ein Quartett, von zaghaften Dilettanten gespielt? Was ist die Länge einer Rhapsodie und diverser Zugaben gegen ein Streichquartett von Schubert „mit allen Wiederholungen"?

Eine seltsame Bescheidenheit zeichnete die vier jungen Leute aus, die uns mit den verschlungenen Wegen der Kammermusik bekannt machen wollten. Ein jeder wollte den anderen nicht übertönen, und so entstand ein leises Gezirpe, das sich manchmal unheimlich verstärkte und den Eindruck einer wilden Jagd machte, in der ein Instrument das andere suchte und nicht finden konnte.

Ein mäßig gespielter Walzer kann noch immer einen gewissen Genuß bereiten. Wehe, wenn klassische Musik nicht in vollendeter Form geboten wird! Dabei durften wir nicht einmal lachen; denn rings um uns saßen sie, die Schwestern, Tanten, Onkel, und beobachteten ängstlich unsere Mienen.

Auch das Streichquartett ging schließlich zu Ende. Jetzt hoffte ich mit Bestimmtheit, daß es losgehen

werde. Richtig betrat ein junger, sehr sympathischer Mann das Podium. Ein errötendes, leicht stotterndes Komiteemitglied kündete Lieder von Schumann an. Schumann — o, das wird fein werden, dachte ich. Endlich ein Kunstgenuß! Er begann mit der „Mondnacht". „Es war, als hätte der Himmel die Erde leise geküßt," brüllte er in den Saal hinein, als ob es sich um ein Erdbeben handeln würde.

Ersparen Sie mir die weitere Schilderung des Unterhaltungsabends. Ich will Ihnen nur andeuten, daß der Gipfel des humoristischen Programms in einer Stimmennachahmung bekannter Schauspieler und eines längst toten Komikers bestand. Wir konnten nicht die Flucht ergreifen, weil wir vorne saßen und unser Fortgehen peinliches Aufsehen gemacht hätte. Wie ich lebend nach Hause gekommen bin, ich weiß es nicht. Aber ich habe es mir zugeschworen, ich gehe nie im Leben wieder zu einem Unterhaltungsabend. Immer dieselben Lieder, dieselben Gedichte, dieselben Klavierstücke, dieselben humoristischen Vorträge. Wenn ein Fremder den Stand unserer Kultur nach einem Unterhaltungsabend beurteilen müßte, er würde einen schönen Begriff von der Produktion unserer Zeit haben, sie würde ihm jämmerlich gering und unbedeutend vorkommen."

„Was Sie ausführen, ist wohl sehr interessant," entgegnete ich; „aber ich sehe noch immer keinen Zusammenhang zwischen dem Unterhaltungsabend und der heutigen Szene."

„Das sollen Sie sogleich erfahren. Kaum waren wir zu Hause angekommen, so begann meine Frau jämmerlich zu weinen. So sehen meine Vergnügungen aus, heulte sie; so wird mein ganzes Leben verlaufen! Ich wendete ruhig ein, daß es doch nicht meine Schuld gewesen wäre, ich wäre ja nicht für ein verunglücktes

Programm verantwortlich zu machen. Da kam ich schön an.

„Natürlich hast du Schuld. Weil du mich gefangen hältst, wie ein Othello, weil du mich mit Absicht hingeführt hast, um mir den Geschmack an den Freuden des Lebens zu verderben. O, wie unglücklich bin ich, daß ich dich geheiratet habe.“

Jetzt war meine Geduld denn doch zu Ende. Wir hatten uns aus Liebe geheiratet. Aus Liebe!

Ich wurde zornig und wenn ich einmal so weit bin, kann ich nicht gerade wählerisch mit meinen Ausdrücken sein. Ich legte mich also gehörig ins Zeug und wies ihr haarklein ihr Unrecht nach. Damit machte ich es nicht besser. Im Gegenteile! Der Hader wuchs und das Ende war die Vergiftung mit den Kirschlorbeertropfen.

Wollen Sie nicht nachsehen, was die Ärmste macht? Mein Gott, ich weiß es ja, daß ich der Schuldige bin! Ich habe sie schon um Verzeihung gebeten. Ich hätte das unerfahrene Kind sanfter behandeln müssen!“

Das „unerfahrene Kind“, das soviel Talent für die großen und kleinen strategischen Künste der Ehe bekundet hatte, lag in tiefem Schlummer, als wir ins Schlafzimmer traten. Das Mädchen, das wachend neben ihrem Bette gesessen, berichtete, daß die „Gnädige“ sofort nach unserem Verschwinden ruhig und sanft eingeschlafen wäre. Deshalb habe sie uns nicht gerufen, weil ja der Schlaf gewiß heilsam wirken werde.

Der ängstliche Gatte wollte noch wissen, ob der tiefe Schlaf nicht etwa die Wirkung des Morphiums wäre.

Ich konnte ihn vollkommen beruhigen. Es sei die natürliche Reaktion auf die Aufregungen des Unterhaltungsabends.

Heimgekehrt, konnte ich noch lange keinen Schlaf finden. Ein sonderbares Leben, dachte ich. Wenn sich die Menschen zu gut unterhalten, brauchen sie am nächsten Tage bestimmt einen Arzt. Wenn sie sich langweilen, brauchen sie ihn noch in derselben Nacht. Wird die Menschheit je ohne Ärzte existieren können? . . . Über die Zukunft meines Standes beruhigt, schlief ich so fest ein, als ob ich das ganze Programm des Unterhaltungsabends genossen hätte.

Junge Ärzte.

Briefe an einen jüngeren Kollegen.

I.

Lieber Kollege!

Sie erbitten einige Ratschläge, wie Sie sich benehmen sollen, damit Sie rasch zu einer großen Praxis kommen. Was für eine schwere Aufgabe haben Sie mir gestellt! Es gibt so wenige Wege, die zu einer großen Praxis führen. Die große Mehrzahl der Ärzte ist froh, wenn sie ein bescheidenes Auskommen findet. Viele, von denen es heißt, sie hätten eine große Praxis, müssen den trügerischen Schein einer fieberhaften Tätigkeit aufrecht erhalten, um die bescheidene Wirklichkeit eines mühseligen Fortfrettens retten zu können . . .

Es ist nichts schwerer, als für einen bestimmten Stand bestimmte Regeln aufzustellen. Eines schickt sich nicht für alle. Jede Individualität muß einfach trachten, sich, nur sich zur Geltung zu bringen. Ein Grobian kommt unter Umständen noch rascher in der Gunst des Publikums vorwärts als der Liebenswürdige. Aber sein Benehmen muß seiner Natur entsprechen. Das heißt, der Liebenswürdige wird nie den Grobian und der Grobian nie den Liebenswürdigen spielen können. Schließlich wählt sich der Kranke jene Individualität, die ihm am besten zusagt. Sie müssen also trachten, recht viele Menschen kennen

zu lernen, sich recht vielen Menschen in ihrer Eigenschaft als Arzt zu zeigen. Das andere findet sich schon von selbst, wenn Sie das Zeug dazu in sich haben.

Worin dieses Zeug besteht? Davon wollen wir erst später sprechen! Zuerst die wichtige Frage, wie man zu Patienten kommt. Sie haben sich eben etabliert und sind schon hunderte Male bei Ihrem Hause vorbeigegangen, um den Eindruck zu beobachten, den Ihre Tafel auf die Passanten und die Nachbarn macht. Sie haben mit Erröten bemerkt, daß einige Schulkinder schon stehengeblieben sind. Triumphieren Sie nicht zu früh! Es wird lange dauern, bis Sie die ersten Tafelfreuden Ihrer Praxis genießen werden. Dann wird es in neunundneunzig von hundert Fällen ein plötzlicher Unglücksfall sein, bei dem Ihre ersten zaghaften Versuche von der Rettungsgesellschaft unterbrochen und zu Ende geführt werden. Hie und da werden Sie auch zu einem Dienstmädchen gerufen werden. O, verachten Sie nicht die Dienste, die Sie den dienstbaren Geistern leisten. So mancher große Praktiker verdankt seine Klientel den Empfehlungen der unteren Hunderttausend. Auch Sie werden in mancher Familie nur ein besseres „Mädchen für alles" oder gar ein „Extramädchen" repräsentieren, während die fettesten Bissen den Herren Professoren und Spezialisten zugeworfen werden.

Versuchen Sie es ja nicht mit Gewalt und demütiger Bitte! Verteilen Sie keine Adreßkarten und hüten Sie sich besonders vor jenen guten Freunden, die solche Karten von Ihnen verlangen. Die Menschen sind ein sonderbares, eigensinniges Pack! Sie werden niemals einen Patienten bekommen, dem Sie vorher bescheiden Ihre Karte überreicht haben. Niemals! Diejenigen, die Sie um eine Karte ersuchen, mit der be-

liebten Motivierung, „man könne nicht wissen“ und „sie hätten gerade keinen Arzt“, oder „sie wären mit ihrem Hausarzt sehr unzufrieden“, kommen bestimmt nie in Ihre medizinischen Klauen. Auch Verwandte pflegen den jungen Arzt nur so lange zu rufen, als er sich nicht bezahlen läßt. Oder sie warten, bis Sie sich bei anderen einen Namen gemacht haben. Dann erwachen ihre familiären Instinkte und Sie werden hie und da zur Besichtigung eines Hühnerauges oder gar eines eingewachsenen Nagels eingeladen. Fremde Menschen, an die Sie gar nicht gedacht haben, werden Sie zu Ihrem großen Erstaunen mit besonderem Vertrauen zu Rate ziehen. Meistens mit der Motivierung, Sie kämen gerade aus der Schule und wüßten das „Neueste“. Von diesen Erdenpilgern wird keiner lange Ihrer Kunst anvertraut bleiben. Nach ein paar Jahren wird man Sie gegen einen anderen umtauschen, der das „Allerneueste“ zur Verfügung hat.

Ich kann noch heute das Lachen kaum unterdrücken, wenn ich an meine ersten Patienten denke. Sechs Tage lang saß ich würdevoll vor meinem Schreibtisch, in hochgelehrte Lektüre vertieft. Die Türglocke rührte sich nicht. Sie war — um einen alten Kalauer zu gebrauchen — das ungezogenste Ding in meinem Viertel. Ein paarmal wurde ich durch Bettler, Briefträger, barmherzige Schwestern und einige Gläubiger zum besten gehalten. Endlich kam eine schwarz gekleidete, sehr vornehme Dame in mein Wartezimmer und setzte sich würdevoll auf einen der arbeitshungrigen Stühle. Ich konnte meine Aufregung kaum bemeistern. Endlich eine Patientin, eine vornehme Patientin! Ich ließ bange fünf Minuten verstreichen. Das ganze Haus, meine Braut, meine Schwiegereltern, die Köchin waren herbeigeeilt und besichtigten durch das Schlüsselloch das große Wunder. Schließlich fand ich

es für geraten, die Dame vorzunehmen. Eine geheime Furcht, sie könnte mir etwa davonlaufen, trieb mich zu entschlossenem Handeln. Ich öffne die Tür, mache eine graziöse Verbeugung und setze mich würdevoll vor meinem Schreibtisch nieder, auf dem ein aufgeschlagener Rezeptblock nach Arbeit schreit.

„Ich komme mit einer drückenden Angelegenheit zu Ihnen!“ sagte die feine Dame.

Aha! dachte ich — ein inneres Leiden.

„Man hat Sie mir als ebenso guten Menschen, wie tüchtigen Doktor geschildert.“

Sollte ich schon so ein Renommee haben?

„Es ist mir nicht leicht, über meine geheimsten Angelegenheiten so offen zu sprechen.“

Hm! Hm! So eine bist du! In deinem Alter hättest du vorsichtiger sein sollen.

Kurz, ich war auf dramatische Geständnisse, mindestens auf einen Kindesmord gefaßt. Statt dessen kam auf die kunstvoll aufgebaute, dramatische Einleitung die Erzählung vom Tode ihres Mannes, der ein beschäftigter Landarzt gewesen und sie arm und unversorgt mit fünf Kindern, deren Photographien sie mir zeigte, zurückgelassen hatte. Sie sei jetzt auf die Gnade der Kollegen angewiesen und ersuche mich um eine ausgiebige Unterstützung, da die armen Kinder schon wochenlang nichts Warmes im Magen gehabt hätten.

Ich war in peinlichster Verlegenheit. In meiner Börse befanden sich einige einsame Silbergulden, die für hohe Zwecke reserviert waren. Konnte man einer so liebenswürdigen, vornehmen Dame nur einige Gulden anbieten?

Ich stotterte einige Entschuldigungen. Ich hätte das „große Geld“ außer Hause und momentan nur einige Gulden in der Tasche.

Sie zeigte sich sehr entgegenkommend. Sie sei bescheiden und nehme „alles". Das war auch die volle Wahrheit. Sie war unglaublich bescheiden. Sie nahm zwei Gulden und rauschte mit bewundernswerter Anmut zur Tür hinaus.

Erst später habe ich erfahren, daß diese Dame von Neulingen lebt. Sie suchte die frisch etablierten Advokaten als Advokatenswitwe auf, verblüffte durch ihre Personen, und Standeskenntnis, war nach Bedarf Ingenieurs-, Geschäfts- oder Beamtenswitwe. Ihr Beruf, eine traurige Witwe, soll sie sehr gut ernähren. !

Das alles erfuhr ich erst später, nachdem ich noch einigemale Lehrgeld gezahlt hatte. Schon mein zweiter Patient, ein würdiger alter Herr mit einem echten Patriarchenbart, war ein stellenloser Landarzt, der mir ebenfalls einen Gulden — es war damals der letzte — abknapste. Beim dritten Patienten verlangte ich aus Verzweiflung zur Bestätigung seiner Angaben das „Diplom". Er versprach, es am nächsten Tage zu bringen. Aber er kam nie wieder.

Der nächste war ein Kandidat der Medizin, dem noch einige Gulden zu der Rigorosentaxe fehlten. Ich entschloß mich zu einer raschen Prüfung. „Wo ist die Sella turcica?" (der sogenannte „Türkensattel", ein knöcherner Bestandteil des Schädels), fragte ich ihn nach dem Rate eines erfahrenen Kollegen. Er starrte mich an und machte, als wenn er nachdenken würde. „Stella ... (stella sagte er statt sella), stella ...?"

„Was? Sie wollen ein Mediziner sein? Und wissen nicht, wo die Sella turcica liegt? Da muß ich schon bitten, meine kostbare Zeit nicht länger in Anspruch zu nehmen!" So wurde ich den vermeintlichen Kandidaten der Medizin mit einem Schlage los.

Ich wäre noch lange nicht fertig und Sie werden wohl dieselben Erfahrungen machen müssen. Es gibt

ganze Scharen von Menschen, die von den Anfängern leben. In meiner ganzen Praxis sind mir nicht so viel Ärztewitwen, Ärztegreise, Studenten usw. vorgekommen, wie in den ersten Monaten nach meiner Etablierung.

Indessen werden Sie merken, daß man Sie in der Nachbarschaft schon kennt. Das ist ja die Hauptsache. Sie lassen sich fleißig bei verschiedenen Raseuren der Umgebung rasieren, gehen ins Kaffeehaus, ins Gasthaus und machen Bekanntschaften. Des Tags über müssen Sie mit einer großen Tasche fleißig durch die Straßen rennen. Ein bißchen Bewegung schadet niemals und je mehr Sie herumrennen, desto bekannter werden Sie der großen Menge. Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß Sie niemals über Patientennot klagen dürfen. Sie haben gleich sehr viel zu tun und sind für den Anfang sehr zufrieden. Sie sind sogar sehr angenehm überrascht. Denn einen unbeschäftigten Arzt holt selbst der ärmste Teufel nicht gerne.

Die ersten Patienten werden einige Freunde sein, die Ihnen nichts bezahlen. Benützen Sie sie, ebenso wie die Armen zur „Wattierung“ Ihrer Warteräume. Halten Sie jedenfalls einen Menschen zu diesem Zweck immer in Ihrer Nähe. Ein leeres Wartezimmer bei einem Anfänger wirkt abschreckend. Aber lassen Sie nicht immer dieselbe Person dort sitzen, wie Kollege N, ein Augenarzt, dessen alter, beschäftigungsloser Vater einen Patienten markierte. Nach zwei Jahren traf ihn im Wartezimmer einer der ersten Patienten seines Sohnes. „Was? Sie Unglücklicher, müssen noch immer täglich behandelt werden?! Na, ich danke . . . diese Kosten und Schmerzen.“

Wenn Sie eine große Verwandtschaft und Bekanntschaft haben, lassen Sie diesen Dienst abwechselnd

besorgen. So kommen Sie am besten über die Langweile der ersten Monate hinweg. Schließlich erscheinen ja die ersten Patienten und Sie haben errötend das erste Honorar eingesteckt. Es ist Ihnen peinlich, Geld zu nehmen. Sie kommen sich entwürdigt vor. Ich habe keine Sorgen. Sie werden sich dieses Erröten rasch abgewöhnen und es machen wie Kollege X, der immer nur errötet, wenn er kein Honorar bekommt.

Noch immer sind Sie das willkommene Objekt für verschiedene geschäftshungrige Individuen. Besonders beliebt ist das Verfahren von Versicherungsagenten, die Ihnen eine Anstellung bei „Ihrer" Gesellschaft versprechen. Nirgends gibt es so viel Generale, wie bei den Assekuranzen. Lassen Sie sich von dem Titel „Generalagent" nicht um die Vernunft bringen. In dieser Branche fängt die Armee beim „General" an. Also der General verspricht Ihnen eine Anstellung als Untersuchungsarzt, wenn Sie sich selber versichern lassen, natürlich sehr hoch. Wehe Ihnen, wenn Sie ohne weiteres, ohne sich bei älteren, Ihnen gutgesinnten Kollegen zu erkundigen, das Geschäft abschließen. Der „General" versichert Sie noch einmal seiner Hochachtung und Sie sehen ihn niemals wieder, ebensowenig wie die Untersuchungen, die man Ihnen versprochen hat. Dagegen müssen Sie die hohe Versicherungsquote bezahlen, die vielleicht weit über Ihre Kräfte geht . . .

All das sind nur Anfänge! Was später zu geschehen hat und wie Sie sein sollen und müssen, das will ich Ihnen im nächsten Briefe mitteilen. Heute will ich schließen und Ihnen nochmals recht viel Bewegung empfehlen. Laufen Sie! Laufen Sie! Laufen Sie!

Mit kollegialen Grüßen Ihr

Dr. Serenus.

II.

Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß Sie meine Ratschläge gewissenhaft befolgen. Sie laufen mit einer großen Tasche durch Ihren Bezirk und die Leute sind schon auf den „fleißigen" Doktor aufmerksam worden. Aber daß Sie so stolz an mir vorbeigelaufen sind, das habe ich denn doch nicht verdient. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen den unbezahlbaren Rat fleißiger Bewegung gegeben und dadurch den Grundstein zu Ihrer — will's Gott! — großen Praxis gelegt habe.

Nun bin ich Ihnen noch einige Aufklärungen über das Benehmen mit den Patienten schuldig. Noch wis-
Sie für die Praxis brauchen, nicht gelernt. Sie haben bisher in den Kliniken viele Kranke gesehen, aber keine Klienten. Das ist ein großer, ein ungeheurer Unterschied. Eigentlich haben Sie das Wichtigste, was Sie für die Praxis brauchen, nicht gelernt. Sie haben eine schier endlose Reihe von Krankenbildern gesehen, die seltsamsten und schwersten Fälle, die verwickeltesten und kompliziertesten Diagnosen. Es waren entweder sogenannte Schulfälle oder Raritäten aus dem ungeheuren Weltmuseum menschlicher Gebreste. Aber Sie werden es bald am eigenen Leibe erfahren, daß es in der Praxis keine Schulfälle gibt, oder nur solche, die Sie in der Schule nicht gesehen haben.

Du lieber Gott! Ich war ein fleißiger Student und habe keine Vorlesung versäumt, dünkte mich zum mindesten eine gelungene Mischung von Nothnagel und Billroth, als ich in die Praxis trat. Gleich der erste Fall, den ich behandeln sollte, war ein solcher, den ich im Spitale nie gesehen hatte. Es

war ein einfacher, frisch verdorbener Magen. Ich untersuchte den Patienten eine Stunde lang. Mir schwebten im Geiste die schwierigsten Diagnosen vor. Ich dachte an alles eher, als an einen „verdorbenen Magen". Mein Geist ging auf das Große, Erhabene, Komplizierte aus und hier lag das Abc der Medizin vor mir. Ich konnte mich zu keiner Diagnose entschließen. Und was dem Patienten verordnen? Schließlich bat ich ihn, am nächsten Tage wiederzukommen, ich müßte den Fall noch einmal „gründlich" untersuchen. Nach einer Woche — er war natürlich nicht mehr gekommen — traf ich ihn auf der Straße.

„Herr Doktor," sagte er, „Sie haben mir eine so schreckliche Angst eingejagt, daß ich sofort nach Ihnen zu meinem alten Hausarzt gegangen bin. Wissen Sie, was der mir gesagt hat? Sie haben sich gestern sicherlich „überfressen". Essen Sie einen Tag nichts und die Sache wird von selber gut werden. Und am nächsten Tage war es gut."

Das war gerade kein erhebender Moment für mich. Ich mußte mich erst gewöhnen, an die Kleinigkeiten der kleinen Medizin zu denken. Dann kannte ich noch nicht den Wert einer raschen Diagnose, auch wenn sie falsch ist.

Das Publikum will wissen, woran es leidet. Die Krankheit muß einen Namen haben. Sonst gelten Sie als Ignorant. Ja, in der Klinik, dahängen die Tafeln mit den Fragezeichen zu Dutzenden herum. Man kann eben noch keine Diagnose stellen und damit basta! Versuchen Sie es in der Praxis, einen Kranken eine Woche zu beobachten. Sie werden trübe Erfahrungen machen. Ich denke an ein kleines Kind, das mit heftigem Fieber erkrankt war; ich konnte beim besten Willen keine Diagnose stellen. Am dritten

Tage wurden die Eltern ungeduldig und fragten: „Wissen Sie noch immer nicht, was dem Kinde fehlt?"

Ich meinte verlegen, ich müßte noch beobachten. Noch am selbigen Tage erhielt ich mein Honorar und einen kategorischen Absagebrief. An meiner Stelle wurde einer meiner Konkurrenten gerufen, der sich ebenfalls in dieser Gegend niedergelassen hatte. Der Mann war mit schwerer Mühe durch die Examina mit Hilfe von „Paukkursen" und im Vertrauen auf seine „Sau" durchgerutscht und galt als der größte Ignorant auf Gottes Erdboden. Wie ich es von einer befreundeten Nachbarin, deren Empfehlung ich dies „Haus" zu verdanken hatte, erfuhr, war dieser Mann nicht einen Moment lang um die Diagnose verlegen. Er untersuchte flüchtig und meinte, es sei eine „typische Influenza", wie er deren jetzt zu Dutzenden beobachten könne. Dabei hatte er nicht einmal einen kranken Hund in seiner Behandlung. Die Eltern waren hocherfreut, endlich zu wissen, was dem Kind fehle. Und als die Krankheit sich dann in die Länge zog, war es eine „wandernde Influenza", die sich überallhin „geschlagen" hatte. Nach Ansicht der Eltern war ich daran schuld, weil ich nicht gleich „dazu gesehen" hatte. Als sich dann herausstellte, daß das Fieber einen hektischen Charakter hatte und von einer Tuberkulose herrührte, war die Influenza natürlich bald vergessen. Aber der Kollege blieb der große Diagnostiker und erfreut sich noch heute des Vertrauens der Familie.

Vergessen Sie den ungeheuren wissenschaftlichen Ballast, den Sie in die Praxis mitgenommen haben. Passen Sie sich der Denkweise des Volkes an — und machen Sie immer eine Diagnose.

Ach — ich werde ein ähnliches Erlebnis nie vergessen. Ich kam schon fünf Tage zu einer kleinen

Familie, wo ein Knabe nach einer Halsentzündung verdächtige Herzerscheinungen zeigte. Es war gerade nicht gefährlich; aber ich wollte mir keine Vorwürfe machen und rechtzeitig dem heimtückischen Übel nach meinen schwachen Kräften steuern. Fünf Tage war ich schon in das Haus gekommen und überlegte mir es jedesmal, ob ich denn der Mutter die folgenschwere Diagnose mitteilen sollte. Ich wollte noch einmal das Herz aufs genaueste untersuchen und mich überzeugen, ob nicht die bedrohlichen Symptome verschwinden würden, ohne daß ich meine Befürchtungen mitgeteilt. Da richtete sich während der Untersuchung der sechsjährige Knabe plötzlich auf und schrie mich an: „Sie sind ein Schwindler!"

Ich verlor nicht die Geistesgegenwart und fragte rasch: „Wer hat dir das gesagt, der Vater oder die Mutter?" Die Mutter machte dem Knaben pantomimisch begreiflich, daß er schweigen solle. Es war zu spät. Denn es war schon herausgeplatzt: „Der Vater!"

Entrüstet habe ich damals meinen Patienten verlassen. Ein vernünftiger Arzt hätte einen Professor holen lassen und wäre in der Glorie eines großen Diagnostikers dagestanden.

Sie müssen sich überhaupt jede Empfindlichkeit abgewöhnen, wenn Sie rasch vorwärts kommen wollen. Es wird immer Menschen geben, die Ihnen irgendwie begreiflich machen werden, daß sie Sie nur aus Gnade gerufen haben. Der eine sagt es in feiner Form: „Wissen S' — bei mir spül'n zwa Gulden ka Rolle, wenn i meine Beruhigung haben will." Der andere macht es noch handgreiflicher: „Eigentlich fehlt mir gar nichts. Aber ich habe mir gedacht: Warum soll der Doktor nicht auch etwas verdienen? Da habe ich Sie rufen lassen."

Das alles müssen Sie ruhig hinunterschlucken, auch wenn Sie innerlich bersten. Sie müssen sich überhaupt alle wissenschaftlichen Prätentionen abgewöhnen. Vor allen Dingen verzichten Sie darauf, den Leuten Ihre medizinischen Kenntnisse nach dem Stande der Wissenschaft zu korrigieren. Da werden Sie üble Erfahrungen machen. Sie haben immer die Pflicht, die Diagnose der Nachbarin, der Friseurin, der Tante und der Köchin zu bestätigen. Das allererste Anrecht auf Bestätigung hat die Diagnose der Mutter. Meint die Mutter, sie kenne ihr Kind ganz genau, es seien nur die „innerlichen Schleime", von denen das Kind fiebere, so bestätigen Sie ruhig die innerlichen Schleime und fügen Sie Ihre Diagnose, zum Beispiel eine Halsentzündung, als einen nebensächlichen Appendix bei. Vertragen Sie sich mit den in der Familie geheiligten Hausmitteln. Eher wird man auf Ihre Hilfe verzichten, als auf ein bewährtes Hausmittel.

Was werden Sie alles für Erfahrungen machen müssen! Bereiten Sie sich unerschöpfliche Ströme von Dankbarkeit vor. So wie es Wahlmacher, Königsmacher, Sportmanagers und Kunstimpresarios gibt, so gibt es auch „Praxismacher". Meistens sind es ältere Damen, die Sie aus wer weiß was für Gründen in ihr liebebedürftiges Herz schließen. Diese „Praxismacherinnen" kompromittieren Sie mehr als Sie Ihnen nützen. Sie sprechen vom frühen Morgen bis zum späten Abend von Ihren Wundern und erfüllen die Nachbarinnen, den Greisler, die Korona des Fleischhauers, die Wäscherin und alle anderen Standespersonen mit Ihrem Rufe. Sie eilen Ihrer großen Praxis voraus wie stolze Herolde. Aber Sie werden sich Ihr ganzes Leben lang von einer drückenden Verpflichtung nicht loskaufen können. Die „Praxismacherin" wird immer erzählen, wie arm Sie gewesen, daß Sie nicht einmal ein trockenes Stück

Brot verdient hätten, und daß sie Ihre große Praxis gemacht habe. Sie wird Sie in allen möglichen und unmöglichen Stunden rufen lassen und wehe — Ihnen! wenn Sie nicht sofort diesem Rufe Folge leisten. Sie wird Ihnen Verpflichtungen auferlegen, zu den verschiedensten Tageszeiten bei Ihnen zu erscheinen und Ihnen die sonderbarsten Ratschläge erteilen, die Sie befolgen müssen, wenn Sie ihre Freundschaft nicht verlieren wollen. Wenn es nur die einzige „Praxismacherin" wäre! Es werden sich jedoch ein Dutzend um den Ruhm streiten, Sie in die Höhe gebracht zu haben. Wie gesagt! Bereiten Sie Ströme von Dankbarkeit vor.

Ich war noch ein ganz junger Arzt und sah praxislüstern nach Patienten aus. Da wurde ich unvermutet zu einer Amerikanerin gerufen, die mir ein verhältnismäßig hohes Honorar für meine Bemühungen zahlte. O, dieses Honorar habe ich vielleicht hundertemale verflucht! Zuerst kam ein junger Mann in meine Ordination, der mich öfters hingerufen hatte, meinte, er hätte sich so oft bemüht, er sei es überhaupt, dem ich die Patientin zu verdanken hätte, ich möge ihm einige Gulden „borgen", er sei in arger Geldverlegenheit. Dann kam eine Nachbarin und ließ sich eine Woche lang massieren. Beim Abschied sagte sie: „Sie werden doch von mir kein Geld nehmen wollen. Ich habe Ihnen die reiche Amerikanerin rekommandiert." Kurz, an zwanzig Personen wollten mir diese Patientin empfohlen haben, jeder verlangte Gefälligkeiten, Danksagungen, Anerkennung. Schließlich erfuhr ich, daß die Dame mich gerufen hatte, weil sie einen Verwandten meines Namens gekannt hatte und wissen wollte, was der besagte Vetter jetzt mache.

Doch das sind alles Kinderkrankheiten, die ein jeder durchmachen muß. Später werden Sie lächelnd

auf die ersten Erfahrungen zurückblicken. Sie werden langsam und gemessen im Bewußtsein Ihres Wertes und Ihrer Würde, durch die Straßen schreiten, während die jungen Kollegen mit großen Taschen an Ihnen vorbeilaufen werden. Wenn Sie Glück haben, bringen Sie es noch zu einem Auto — oder gar zu einem lenkbaren Luftschiff. Das wäre freilich für die hohen Stockwerke das Bequemste.

Mit kollegialen Grüßen Ihr

Dr. Serenus.

Meine Wunderkur.

Ich war soeben mit meinen Studien fertig geworden, hatte überall das notwendige Wissen zusammengerafft und stand nun vor der schwierigen Entscheidung, selbständig zu werden. Eifrig las ich alle medizinischen Blätter, welche die freien Stellen ankündigten und schrieb überall hin, wo ich mir ein warmes Nestchen und gute Arbeit erhoffte. Mittlerweile verstrichen die Tage und ein abschlägiger Bescheid nach dem andern führte mir das Schreckgespenst eines arbeitslosen Arztes vor die Augen.

„Mit Offerten geht es nicht," sagte mir ein alter Kollege. „Bis Ihr Brief hinkommt, da waren schon einige Mitbewerber dort und haben sich persönlich vorgestellt. Wollen Sie aufs Land hinaus und reflektieren Sie auf eine besoldete Stelle, da dürfen Sie keine Zeit verlieren und müssen sofort nach dem Ort Ihrer Wahl fahren."

Das leuchtete mir ein. Diesmal wollte ich mich nicht von meinen Kollegen überholen lassen. In fieberhafter Ungeduld erwartete ich die Zeitung. Richtig, da waren wieder sechs Stellen ausgeschrieben und zwei davon in Niederösterreich. Gar nicht weit von Wien. Wie ich es bald heraus hatte, waren beide Ortschaften in einigen Stunden Eisenbahnfahrt leicht zu erreichen.

Am Nachmittag war ich schon auf dem Staatsbahnhof, um mich womöglich als erster der Bewerber dem Bürgermeister in Herrnbaumgarten vorzustellen.



Eventuell hatte ich noch vor, den zweiten Ort — ich glaube, er hieß Ottenschlag — gleichfalls aufzusuchen.

Etwas unangenehm überrascht war ich, als ich am Bahnhof die hagere, lange Gestalt meines Kollegen Sperber bemerkte. Er war ungefähr um dieselbe Zeit fertig geworden wie ich und befand sich offenbar ebenfalls auf dem „Lugaus“ nach einer sicheren Stelle mit einem guten „Fixum“. Damals wußten wir es noch nicht, daß gerade jene Stellen, welche am besten dotiert waren, die schlechtesten waren, weil das hohe Fixum Ersatz für das fehlende hohe Einkommen bilden mußte und weil man selten außer diesem Beamtengehalt ein Übriges herausschlagen konnte. Sperber machte dasselbe verlegene Gesicht, als er mich sah. Aber schließlich waren wir beide klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und beschlossen, die Entscheidung dem Zufall und den Launen der beiden Bürgermeister zu überlassen. Wir wollten mit ehrlichen Mitteln rivalisieren und freuten uns, die eintönigen Stunden dieses Ausfluges durch Gespräche über die gemeinsame Sorge leichter überstehen zu können.

Wir waren bald in Poysdorf angelangt, von wo aus uns die Postkutsche an den Bestimmungsort bringen sollte. Da sie aber erst in einer Stunde abzugehen hatte, beschlossen wir, uns an den Gemeindearzt von Poysdorf zu wenden und ihn um Auskunft über die benachbarten Gemeinden und die Aussichten eines Arztes daselbst zu befragen. Dr. Sch., ein gemütlicher, heiterer, breitschulteriger Mann, dessen glattrasiertes, pockennarbiges Gesicht eher an einen Geistlichen als an einen Arzt gemahnte, empfing uns in der liebenswürdigsten Weise. Als wir ihm aber unsere Bitte vortrugen, machte er ein kurioses Ge-

sicht und war zu keiner rechten Auskunft zu bewegen. Kein Wunder. Lobte er den Ort, so machte ihm dann vielleicht der enttäuschte Kollege Vorwürfe, tadelte er ihn, so konnte er vielleicht mit den Nachbarn in Konflikt kommen. Außerdem mag ihm ja die ärztelose Zeit in Herrenbaumgarten ganz gut behagt haben, da er viel häufiger als vorher dorthin zur ärztlichen Hilfeleistung gerufen wurde. Er verabsäumte aber nicht, uns einige gute Lehren zu geben.

An eine erinnere ich mich: „Der Arzt muß einen breiten Rücken haben. Lernen Sie beizeiten sich über die Meinung ihrer Mitmenschen, über Lob und Tadel hinwegsetzen. Vorige Woche ist mir eine junge Wöchnerin an einer Blutvergiftung gestorben. Meine Frau war ganz verzweifelt. Sie jammerte, man spreche im ganzen Orte von nichts anderem und böse Zungen behaupten, sie wäre infolge meiner schlechten Behandlung zugrunde gegangen. Was glauben Sie, meine Herren, habe ich ihr darauf gesagt? Was? So, der ganze Ort spricht davon? Das ist mir sehr recht. Wenigstens werden noch fünfhundert Leute mehr wissen, daß es einen Doktor Sch. in Poysdorf gibt!“

Der Mann war, wie viele Landärzte, ein Original und in seiner Gesellschaft verstrich uns die Zeit so rasch, daß wir fast den Postwagen versäumt hätten, der uns über die holprige, staubige Landstraße in die ärztelose Gemeinde bringen sollte. Plötzlich machte mein Kollege Sperber ein wehmütiges, geradezu enttäuschtes Gesicht. Wir fuhren gerade an dem Gottesacker vorbei. Ein kleiner, schlichter Dorffriedhof, von niederen Mauern umfriedet, mit einigen Gräbern, die fast an den Händen abzuzählen waren.

„Schauen Sie sich diesen Friedhof an, lieber Kollege,“ sagte Sperber in entrüstetem Tone. „Kehren wir um. Wie soll denn hier ein Arzt leben können?“

„Es wird eben besser werden, wenn Sie herkommen werden,“ erwiderte ich boshaft und gereizt, da dieser geschäftliche Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Medizin und Tod meinem jugendlichen Idealismus geradezu weh getan hatte.

Es blieb uns nicht viel Zeit, das Thema fortzuspinnen. Schon standen wir vor dem Hause des Bürgermeisters, der auf der Straße die beiden Reisenden mit prüfendem Blick musterte. Er war ein mittelgroßer, kräftiger Mann von abgerundeten Formen und mit einem wohlgefärbten Gesicht, dessen rötlich schimmernde Nase beredtes Zeugnis zu geben schien, daß der Hunger in Herrenbaumgarten die Leute entschieden weniger plagte als der Durst.

Bald hatten wir uns vorgestellt, was er als Mann von guten Sitten, der häufig die Großstadt besuchte, mit einer gewissen plumpen Förmlichkeit erwiderte.

„Also von Wean san die Herren herkemma. Das ist schön, daß dös so schnell ganga is. Vielleicht zeig' ich Ihna z'erscht den Ort, sunst glaub'n S' am End', mir san verseucht.“

Bald hatte ich es herausgefunden, daß nur eine Idee das Gehirn des Lenkers der Geschicke von Herrenbaumgarten beunruhigte. Eine Angst quälte ihn, wir könnten glauben, der Ort sei verseucht und deshalb ließ er alle fünf Minuten ein kräftiges: „Glauben S' epper, mir san verseucht?“ vernehmen.

Erst zeigte er uns das nette, rein gehaltene Bürgermeisteramt wieder unter energischer Verwahrung, verseucht zu sein. Dann führte er uns über einen aus großen Pflastersteinen hergestellten Bürgersteig zum Schulhaus, wobei er wieder das uns schon wohlbekannte: „Glauben S' epper, mir san verseucht“ ein dutzendmal zum besten gab. Dann zeigte er uns ein

kleines, sauberes Häuschen, das die Gemeinde für den Arzt erbaut hatte. „Seg'n S', des kriagt der neiche Doktor umasunst und außerdem zahl'n mir noch vierhundert Flörl'n, a schön's Geld. Schau'n S' Ihna des Häus'l an, sonst glaub'n S' am End', mir san verseucht. Und der frühere Doktor, was zehn Jahr' da gewest ist, der hat kan Grund zum Klagen net g'habt. Der hat a die Post g'halt'n, weil mir ka Postamt sonst net hab'n und hat a schön's Geld 'rausg'schlag'n. Und ein' Weinkeller hat er g'habt, den hätten S' Ihna anschau'n soll'n. Freili, a Geld kriagt ma' net so leicht 'raus, weil am die Bauersleut das Honorar in Wein bezahl'n. Und so hat er alleweil mehr Wein kriagt, bis er den größten Weinkeller in Herrnbaumgarten g'habt hat."

„Ja, und warum ist er denn weggegangen?" erlaubte ich mir zu fragen.

‚Ja, warum er wegganga is, seg'n S', das is a eig'ne G'schicht. Der hat 's gar soviel auf die jung'n Mad'ln abg'seh'n, und da hab'n ihm die Burschen amol an Streich spiel'n woll'n und hab'n sich mit eahm a kloan's unschuldig's Spassetel erlaubt. Wie sie amol mit ihm im Wirtshaus z'samm g'trunk'n hab'n, hab'n s' ihm soviel zutrunken, bis er ganz b'soffen war. Nocha hab'n s' ihm d' Händ' und 's G'sicht mit Ruß ang'schmiert, die Kleider mit Teer b'strich'n und Federn aufg'pickt, und so hab'n s' ihn durch's ganze Dorf g'führt. Bei jungen Leuten derf ma so was net so ernst nehma. Der Doktor Brammer aber — so hat er g'haß'n — is erst am nächsten Morgen von sein' Rausch in an Straßengraben aufg'wacht. Wie er sich seine Händ' und sein G'wandl ang'schaut hat, is er schnell in sei' Wohnung, hat sich eing'spirrt, kan Menschen eing'lassen, wollt' zu kein' Kranken geh'n und is in

selbiger Nacht mit sein Wagerl auf und davong'fahr'n und war net mehr z' seh'n. Das Geld, was ihm die Leut' schuldi war'n, hat er durch ein Advokaten eintreiben und sein Weinkeller öffentlich versteigern lassen. Jetzt frag' ich Ihna, ob das recht ist? A so a gut's G'schäft — die Post hat auch a schön's Geld trag'n — z'ruckz'lass'n, weil sich die jung'n Leut' so an kloan' Spaß machen?!"

Ich war plötzlich von meinem Wahn, als Landarzt in einer Weingegend die Lehren der Hygiene zu verbreiten, geheilt. Ich hatte ebensowenig Lust, das Amt eines Postbeamten zu betreiben, als betrunken durch die Straßen geführt zu werden. „Und wer weiß," dachte ich mir, „welch edle Anlagen dieser Mann hier im Wein ersaufen mußte, um das eintönige Leben eines Landarztes in einer kleinen Gemeinde zu ertragen."

Der Bürgermeister merkte meine veränderte Stimmung, er hatte auch einen Blick aufgefangen, den mir Kollege Sperber bei seiner Erzählung zugeworfen hatte. Er wollte uns jedenfalls mit einem Knalleffekt entlassen und sagte:

„Jetzt hab'n die Herren alles g'seh'n und jetzt zeig' ich Ihna noch mein' Weinkeller, sonst glaub'n 'S epper, mir san verseucht."

Wir willigten ein und stiegen mit dem Bürgermeister ahnungslos in den riesigen Keller hinunter, in dem eine schier unendliche Reihe gigantischer Fässer nebeneinander stand. Ich hatte wohl gehört, daß das Trinken im Keller sehr gefährlich wäre, pochte aber auf meine Alkoholfestigkeit. Trotzdem ich in jugendlicher Torheit bei manchem studentischen Symposion über die Schnur gehauen hatte, war ich immer Herr meiner Sinne geblieben. Überdies nahm ich mir vor, nur sehr wenig zu trinken.

Der Bürgermeister jedoch war von ausgesuchter Höflichkeit und schmunzelte seelenvergnügt, offenbar im sicheren Bewußtsein dessen, was nun kommen werde. Glücklich, sich den Spaß leisten zu können, zwei Städter von der Macht des Weines zu überzeugen.

Er ließ uns einige wirklich vorzügliche Weine kosten, wobei er es nicht verabsäumte, außer seinem Leibspruch einige seiner Kennerausdrücke zum besten zu geben.

„Was sagen S' zu dem Bukett? Wann Sie das in Wean hätt'n, wo sie so ein Pantsch ausschenken? Dös finden S' nicht, wenn S' die ganze Stadt auslauf'n. Und dös Aroma, dös is was ganz extra . . .“

Nachdem wir so von einigen Fässern gekostet hatten, meinte ich, es wäre nun eben genug, denn wir hatten einen Wagen bestellt, der vor dem Keller wartete und uns in das benachbarte Dorf Ottenschlag bringen sollte, von wo wir wieder die Eisenbahn leicht erreichen konnten. Es war keine Zeit zu versäumen, wenn wir noch des abends in Wien eintreffen sollten. Wir verließen den Keller, wobei ich mit Schrecken bemerkte, daß mein Gleichgewichtsgefühl bedenklich ins Schwanken gekommen war. Trotzdem war ich noch Herr meines Intellekts und wußte mich von dem Bürgermeister in wohlgesetzter Rede zu verabschieden, während Kollege Sperber einige unverständliche Laute stammelte, über die ich herzlich lachte. Eben sah ich wie im Nebel die Gestalt meines Kollegen Sch. auftauchen, der etwas von der Gefährlichkeit des Trinkens im Keller sprach, als Sperber plötzlich schwer röchelnd zu Boden sank und in einen tiefen, bleiernen Schlaf verfiel. Was tun? Sollte ich ihn in Herrnbaumgarten zurücklassen und allein in Ottenschlag absteigen? Mit Hilfe des

Kutschers, des Bürgermeisters und des Kollegen luden wir ihn auf den Wagen, wobei es sich als unmöglich erwies, ihn sitzend derart zu befestigen, daß er nicht hätte herunterfallen können. Er wurde daher als formlose Masse auf das Heu des Wagens geladen, während ich stolz den Sitz bestieg, die Beine als strammer Turner gegrätscht auseinander haltend, wobei die Denkerstirne Sperbers zwischen meinen kotigen Schuhen (es hatte indessen etwas geregnet) zu liegen kam.

Ich war glücklich, daß sich der Wagen endlich in Bewegung setzte, denn ich hatte meine Fassung nur mit dem letzten Reste meiner Energie bestreiten können. Ich erhoffte mir von der frischen Landluft eine rasche Genesung vom Rausche; allein vorläufig verdichtete sich der Nebel in meinem Hirn, so daß ich mich an alles folgende nur in groben Umrissen erinnere.

Es dämmert mir, daß ich eingeschlafen war und daß mich der Kutscher geweckt hatte. Wir standen vor einem stattlichen Hause, in das ich taumelnd hineintorkelte. Kollege Sperber war offenbar auf dem Wagen geblieben. Was ich mit dem Bürgermeister gesprochen habe, weiß ich nicht. Ich entsinne mich nur dunkel, daß er mir seine Frau vorstellte, die schon längere Zeit krank war und der kein Doktor hatte helfen können. Ich glaube mich traumhaft an das Wort „Infaulenzia" erinnern zu können. Was ich mit der Kranken getan habe und was ich ihr verordnet habe, weiß ich nicht. Ich habe einige Vorschriften erteilt und auch ein Rezept verschrieben. Das weiß ich, weil mir deutlich die Erinnerung vorschwebt, wie schwer mir die Feder über ein rauhes Papier gegangen ist. Ich weiß mich auch nicht zu erinnern, ob ich allein in den Wagen gestiegen bin oder hinein-

gehoben wurde. Es scheint mir auch, daß in Ottenschlag mein Magen rebellisch wurde und das Bukett des Herrn Bürgermeisters von Herrnbaumgarten wieder das Licht des Tages erblickt hatte. — — —

Allmählich kam ich in der kühlen Abendluft zur Besinnung. Es gelang mir, Sperber wachzurütteln und ihn in ein Coupé hineinzubringen, wo er plötzlich ganz munter wurde und sämtliche Studentenlieder in ununterbrochener Reihenfolge mit anerkennenswerter Ausdauer bei sehr falschen Melodien zum Vergnügen der Mitfahrenden zum besten gab. Als wir in Wien eintrafen, waren wir beide vollkommen nüchtern und nichts mahnte uns an die Gefahren der Weinkeller.

Das Nachspiel war ein sehr sonderbares. Ich erhielt nach einigen Wochen einen Brief des Bürgermeisters von Ottenschlag, worin er mir mitteilte, ich hätte ihm so sehr gefallen, daß die Gemeinde bereit sei, über das ursprünglich bewilligte Pauschale hinauszugehen. An seiner Frau hätte ich eine wahre Wunderkur vollzogen. Sie sei, dank meiner Behandlung, vollkommen hergestellt.

Jedenfalls ist es wunderbar, daß nach Wegfall aller intellektuellen Hemmungen noch Wunderkuren zustande kommen können. Ich habe seit damals nie mehr eine Wunderkur zusammengebracht. Allerdings auch keinen Rausch mehr gehabt.

Gebildete Patienten.

„Pikkolo, die medizinischen Zeitungen!“

„Herr Doktor, sie sind noch immer in der Hand.“

„Um Himmels willen, wer liest sie denn so lange?“

„Der Herr Bocksbart, der Seifensieder aus dem Nachbarhause.“

„Na also, da seht ihr's, meine Herren Kollegen,“ sprach Doktor Kriehuber und schlug mit seiner kernigen Faust auf den Tisch, daß die Wassergläser klirrten. „Soll unsereinen nicht der Teufel holen? Jetzt sitz' ich eine halbe Stunde da und warte auf die medizinischen Zeitungen, die ich nicht bekommen kann, weil der Herr Seifensieder aus dem Nachbarhause sich persönlich mit vielem Behagen von sämtlichen Fortschritten der Medizin überzeugen will. Es wird überhaupt täglich schwerer, Arzt zu sein. Komme ich zu einem Patienten, der ungebildet ist, so muß ich mich über die Unsumme von abergläubischen Vorstellungen und veralteter Tantenweisheit zu Tode ärgern; aber was ist erst dieser Ärger gegen jene Qualen, die ich empfinde, wenn ich zu einem der sogenannten ‚Gebildeten‘ komme. Der gebildete Patient ist für mich der Inbegriff aller irdischen Schrecken. Vorige Woche komme ich zu so einem Herrn, dem übrigens nicht viel fehlt und der sich die meisten

Leiden einbildet, weil er fortwährend alle möglichen und unmöglichen medizinischen Bücher liest. Er klagt über Schmerzen in der rechten Schulter. Ich untersuche ihn sehr genau, aber für einen gebildeten Patienten noch nicht genau genug, denn er fragt mißtrauisch: „Sind Sie mit der Untersuchung fertig, Herr Doktor?" — „Natürlich," wende ich ein, „sonst hätte ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich wieder anziehen können." — „Haben Sie nicht gemerkt, Herr Doktor," sagt mein gebildeter Patient, „daß an der rechten Seite der Perkussionsschall auffallend dumpf war?"

„Nein," sage ich verdrossen, „das habe ich nicht bemerkt, denn wenn er etwas dumpfer ist, so rührt es daher, daß Sie Rechtshänder sind und Ihre Muskulatur auf der rechten Seite etwas stärker entwickelt ist."

„Sehen Sie," ruft er triumphierend, „daß ich doch richtig beobachtet habe; freilich um den richtigen Grund zu wissen, muß man ein studierter Doktor sein, nicht nur so nebenbei einige Brocken von der medizinischen Wissenschaft genascht haben. Aber, was glauben Sie denn, Herr Doktor, was mir fehlt? Habe ich am Ende einen Lungenspitzenkatarrh? Oder soll das nicht die verdammte Harnsäure sein, die mir seit Jahren keine Ruhe läßt? Ist das nicht ein von der Leber in den Rücken ausstrahlender Schmerz? Handelt es sich nicht um einen jener rätselhaften Druckpunkte, die das äußerliche Bild eines innerlichen Leidens sind? Muß ich nach dem Süden fahren? Soll ich Kreosot nehmen?"

„Ich bin außerstande, seinen Redeschwall zu hemmen; eine Flut von Diagnosen und von neuen und alten Mitteln ergießt sich über mein Haupt. Endlich ist er fertig und ich sage, ihn beruhigend: „Es ist ein einfacher Rheumatismus, der auf ein bißchen Massage rasch schwinden wird; übrigens erhalten Sie

auch einige Pulver, die sehr viel zur Heilung beitragen werden."

„Was wollen Sie mir denn verschreiben, Herr Doktor? Sie wissen, wie ich die Medikamente hasse! Nur nichts einnehmen!"

„Nun kenne ich aber meine Leute: Je mehr einer über die verfluchte Giftmedizin schimpft, Zeter und Mordio schreit, wenn man ihm etwas verschreibt, desto unglücklicher ist er, wenn er kein Rezept erhält. Denn dann glaubt er, es wäre ihm gar nicht mehr zu helfen. Ich schreibe ihm also einige Aspirinpulver auf, wobei ich jedoch die Vorsicht gebrauche, statt des allzu bekannten Aspirins einen chemischen Ersatznamen anzuwenden. Mein guter Patient nimmt das Rezept in die Hand und lacht hell auf: „Mich werden Sie nicht foppen, lieber Doktor, das ist ja ein Ersatzname für Aspirin."

„Woher wissen Sie das?"

„Sehr einfach, ich habe mir das Wörterbuch der Synonyme, der Ersatznamen, verschafft. Ah, mir kann keiner ein X für ein U vormachen."

„Nun gut, was liegt daran, wenn Sie wissen, daß ich Ihnen Aspirin gegeben habe?"

„Was mir daran liegt? Sehr viel, Herr Doktor, weil ich erst vorige Woche in einer Berliner medizinischen Zeitschrift gelesen habe, daß das Mittel in gewissen Fällen schädlich sein kann, und ich nicht weiß, ob ich mich nicht eventuell auch in demselben gewissen Falle befinde."

„Also lassen Sie das Aspirin, wenn Sie so ein Angstmeier sind, und bleiben Sie bei der Massage."

„Massage, lieber Doktor. Ich zittere bei dem Gedanken an die Massage. Irgend jemand hat mir gesagt, daß man damit erst recht das Gift in den Körper hineintreibe."

„Zum Kuckuck hinein, so machen Sie sich einen Prießnitz-Umschlag, der ist doch gewiß unschädlich."

„Oho, bei empfindlicher Haut kommt es leicht zu Hautausschlägen; ich habe eine empfindliche Haut. Ich sehe, daß Sie auf meine Individualität absolut nicht eingehen wollen; ich sag's ja immer und immer: unsere Ärzte können nicht individuell behandeln."

„Was soll man einen solchen Menschen antworten. Wie ihn überzeugen? Aber nächste Woche rennt derselbe gebildete Patient, der seine Weisheit aus dem Platen oder Bilz her hat, zu irgendeinem Kurpfuscher, der mit einer Wundersalbe alle Krankheiten heilen kann. Dieser Kurpfuscher läßt sich mit ihm in keine medizinischen Gespräche ein. Er sagt einfach, die Salbe hilft für alle Krankheiten, folglich muß sie irgendeines seiner wirklichen oder eingebildeten Leiden kurieren können. Da ihm aber gewöhnlich nichts Besonderes fehlt und die Einbildungskraft Wunder zu wirken vermag, wird er schon nach einigen Tagen finden, daß es ihm auffallend besser gehe und aus Leibeskräften über die Ignoranten, die Giftmischer, womit er alle Ärzte meint, schimpfen. Und wenn ich morgen zum Herrn Seifensieder Bocksbart, der die Zeitungen noch immer in der Hand hält, gerufen werde, wird er mich fragen, ob ich den letzten interessanten Fall aus der medizinischen Zeitung gelesen habe und meine Wissenschaft einem förmlichen Verhöre unterziehen. Ich bin überzeugt, daß er sich jetzt irgendeinen schwer zu merkenden Namen notiert, um nächste Woche seinen Hausarzt zu fragen, ob er schon einmal das neue Mittel Hexametakatasuprainfratetralytamin versucht habe. Man sollte das Verbreiten medizinischer Kenntnisse verbieten; wie bequem war das früher, wo wir gewissermaßen die Priester einer Geheimwissenschaft waren, vom ganzen Nimbus des Ge-

heimnisses umgeben, und durch die Kraft der Suggestion mit alten, schlechten Mitteln mehr Wunder wirkten, als mit dem besten modernen Präparat."

„Du willst das Kind mit dem Bade ausgießen," entgegnet ihm sein Kollege Dr. Lerchmann, der die ganze Zeit vergnügt den Ausführungen Kriehubers gelauscht hatte. „Die Zeiten, wo die Medizin ein Hokuspokus war, der ängstlich gehütet wurde, sind vorüber. Heute könnte ein Bombastus Theophrastus Paracelsus auf seine Weise keinen Erfolg mehr erzielen; freilich, der Marktschreier findet noch heute seine Rechnung, aber wenigstens das wissenschaftliche Mäntelchen muß er sich umhängen. Ohne wissenschaftliches Mäntelchen geht's einmal nicht und ich glaube, wir müssen im Gegenteile das Volk immer mehr und mehr aufklären, damit es sich überzeugen kann, ob hinter dem wissenschaftlichen Mäntelchen auch ein rechter, ehrlicher und verständiger Arzt steckt. Das ist die Hauptsache! Was aber gefährlich ist, ist das gewisse Halbwissen und die falsche Aufklärung, die Kenntnisse verbreitet, die dem Laien unnötig sind, anderseits andere verschweigt, die er unbedingt besitzen soll. Wieviel Segen hat nicht Hufelands ‚Makrobiotik', Bocks ‚Hausbuch vom kranken und gesunden Menschen', selbst der alte, gute Klencke gestiftet! Die haben keinen Arzt verdrängt. Im Gegenteil, sie haben das Publikum aufgeklärt und ihm nahegelegt, wie wichtig es ist, im Ernstfalle gleich einen Arzt zu rufen. Nein, lieber Kriehuber, nicht verbieten würde ich die Aufklärung, sondern sie von Gesetzes wegen einführen lassen. Nur wo Wissen ist, kann sich Wahrheit und Gesundheit entwickeln. So hat Virchow gedacht, und so denken unsere ersten Kliniker, die es jetzt nicht unter ihrer Würde halten, populär-wissenschaftliche Bücher zu schreiben, um das Volk aufzu-

klären. Nur aus diesem Grunde, weil solche Bücher nicht in genügender Anzahl existieren, liest der Seifensieder Bocksbart die medizinischen Zeitungen und delektiert sich daheim an der gruseligen Lektüre der diversen Naturheilbücher, der neuen Heilmethoden und so weiter, wie sie alle heißen mögen. Nein, nein, wir Ärzte dürfen die Waffe der wissenschaftlichen Aufklärung nicht aus der Hand geben und den Kurpfuschern überlassen. Bildung stört mich niemals, nur die gewisse Halbbildung, die, ohne sicheres Fundament aus allen möglichen Konglomeraten zusammengesetzt, in dem Gehirne mehr Unheil stiftet, als man glauben sollte. Die Medizin ist eine ungeheure Wissenschaft, und wenn der Laie einige der vorzüglichen populären Schriften gelesen hat, wie sie jetzt die deutschen Ärzte für das Volk schreiben, so wird er sich überzeugen, wie schwer es ist, ein Arzt zu sein, daß es überhaupt unmöglich ist, seinen eigenen Arzt zu spielen, und er wird nie den Versuch machen, sich und andere in leichtsinniger Weise zu behandeln, wie er es tut, wenn er eines jener dickleibigen Bücher, wie ‚Platen‘ und ‚Bilz‘, studiert hat, die ihn in einer Woche zum vollständigen Meister der gesamten Heilkunde machen. Das Volk muß aufgeklärt werden, daß noch sieben Jahre Hochschulstudium keinen Arzt ausmachen, daß erst die Berührung mit dem lebendigen Material der Praxis jene Erfahrung schafft, die für jeden Arzt eine individuelle ist und die mit ihm, für alle anderen verloren, ins Grab sinkt.“

In diesem Moment stürzte der Pikkolo, der die ganze Zeit aus Angst, um sein gutes Trinkgeld zu kommen, den Seifensieder aus dem Nachbarhause argwöhnisch beobachtet hatte und den ersten Moment benützte, die freigewordenen Zeitungen zu erhaschen, auf den Doktorentisch zu und überreichte Kriehuber die ge-

wünschten Blätter. Kriehuber sah seinen Kollegen Lerchmann herausfordernd an und sagte zu dem Jüngling: „Weißt du vielleicht auch schon, was drin steht?“

Der Pikkolo warf sich in die Brust: „Natürlich weiß ich's; mein Vater ist ja Hühneraugenoperateur, da interessiere ich mich halt auch für die Medizin.“

„Na, da hab'n wir die Bescherung. Jetzt ist dieser Raubersbub da auch schon ein gebildeter Patient! Kellner! — Zahl'n!“

Die Tante.

Schreckgespenst meiner Jugend — hebe dich hinweg! Oder vielmehr komme herzu, daß ich dich fassen und schildern und mich so von dir befreien kann.

— — — — — — — — — — — —

Wieviel Tanten gibt es? Wer hat sie gezählt? Ich weiß es nicht, aber man müßte eine strenge Unterscheidung machen können zwischen echten und falschen Tanten. Meine Idiosynkrasie gegen die Tanten ist eigentlich meinem Wahrheitsbedürfnis entsprungen. Man lächle nicht — — — es ist doch so. Als ich noch ein kleiner, sehr kleiner Junge war, wurde mir jedes Wesen weiblichen Geschlechtes, das innerhalb meines Horizontes auftauchte, als Tante vorgestellt.

„Willi, mit der Dame mußt du sehr lieb und freundlich sein, das ist eine neue Tante." So hieß es jedesmal. Die Zahl der Tanten war ungeheuer. Von der Welt hatte ich ungefähr folgenden Begriff: Die Bevölkerung eines Landes setzt sich zusammen aus Männern, Dienstboten und Tanten.

Bald hatte ich es heraus, daß man mir mit den „Tanten" etwas vorgemacht hatte. Das kam so. Ich war gerade in der zweiten Volksschulklasse und ein recht toller, dummer Junge. Von den zahlreichen Tanten, die mir zu jener Zeit das Leben verbitterten, war mir Tante Czapp am meisten verhaßt. Vor allem

war sie alt und häßlich und ich habe schon in der Jugend einen ungestümen Schönheitsdrang ebensowenig unterdrücken können, als ich die Jugend auffallend dem reiferen Alter vorzog.

Tante Czapp hatte eine dicke Nase, am Kinn eine große, mit langen weißen Haaren besetzte Warze und trug Sommer und Winter einen großkarrierten Schal um die Schultern. (Dieser sollte, wie ich später erfuhr, die mangelhafte Toilette vor den lüsternen Blicken der boshaften Nachbarn und Nachbarinnen schützen.) Sie lebte von einer kleinen Pension und hatte also keinen anderen Lebenszweck, als für die Verbreitung der wichtigsten Neuigkeiten zu sorgen. Jedesmal kam sie wie eine Bombe in unser Haus und platzte schon bei der Türe. Sie hatte längere Zeit in Hamburg gelebt und jedes „s“, das sie aussprach, wirkte wie ein vergifteter Dolchstoß. Unsere Feindschaft entstand auf folgende Weise. Eines Tages stürzte sie zur Türe herein und das Tratschdynamit fing beim Anblick meiner lieben Mutter sofort Feuer und explodierte.

„Was sagen Sie, Frau Nachbarin, zur Frau Obermüller? Seit ihr Sohn im Konzert mitgespielt hat, ist ja mit ihr nicht mehr zu reden. Sie bläht sich wie ein Frosch auf — ich sage Ihnen — wie ein aufgeblasener Frosch — und kräht ja förmlich wie ein Hahn.“ Ruhig saß ich Heuchler über meinem Sprachbuche, in dem einige Abzugbilder eben meinen Geist intensiver beschäftigt hatten, als die gegenwärtige und mitvergangene Form. Aber diese Neuigkeit brachte mich außer Rand und Band. Eine Frau, die sich wie ein Frosch aufbläst und wie ein Hahn kräht. Das mußte ich mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören. Leise und ruhig schlich ich mich hinaus, als ob es sich um alltägliche, geringe

Dinge handeln würde. Rasch eilte ich über die steile Treppe hinunter und galoppierte förmlich über den Hof zur Frau Obermüller. Der Junge war mein Kollege und so war der Besuch nichts Auffälliges.

Meinen „Freund" traf ich nicht zu Hause, aber die freundliche Mutter kniff mich liebevoll in die Wange und wollte wissen, was mein Begehr sei. Da faßte ich mir ein Herz und gestand ihr, ich hätte vernommen, sie könne sich wie ein Frosch aufblasen und wie ein Hahn krähen, das möchte ich für mein Leben gern einmal sehen und hören. Meine Mutter könne so etwas nicht.

„Wer hat dir denn diesen Bären aufgebunden, du närrischer Bub', du?"

„Die Frau Czapp hat's soeben meiner Mutter erzählt. Nach dem Konzert, wo mein Freund Oskar gespielt hat, haben Sie sich wie ein Frosch aufgeblasen und haben dann gekräht wie ein Hahn."

Frau Obermüller wurde damals so purpurrot und ihre Augen quollen so weit aus den Höhlen heraus, daß ich wirklich glaubte, die Nachbarin beginne sich wie ein Frosch aufzublasen. — — — —

Dann krähte — ja krähte sie einige unverständliche Worte und wies mir die Tür. — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Schon am selbigen Abend erdröhnte der weite Hof unseres Hauses von den Schlachtrufen der streitenden Tanten. Alle Stimmen übertönte jedoch Tante Czapps tiefdröhnender Kommandobaß, vor dem selbst ihr seliger Gatte, ein Steuerexekutor (!), ins Jenseits geflohen war.

Ich hatte wenig Grund zum Lachen. Als schuldtragender Teil wurde ich von meiner Mutter unter Assistenz der Tante, die mich den erzürnten Göttern am liebsten gebraten zum Opfer gebracht hätte, strenge

bestraft und eine Periode schwerer Tage begann nun für mich.

Denn Tante Czapp ließ keine Bombe mehr platzen, bevor sie mich strenge kontrolliert hatte. Meine Bücher wurden durchgesehen, meine Aufgaben kritisiert.

„Hast du nichts zu lernen, fauler Slingel?“ zischte sie, wenn ich ein Gespräch belauschen wollte. „Mars zu deinen Büchern.“

Oh — wie ich sie haßte. Mit kaltem Blute hätte ich ihr eine Falle stellen können, wie sie die Jäger den wilden Tieren vorbereiten.

Ich überstand diese Tante, — wie man ja schließlich jede Tante übersteht. Ein freundliches Geschick führte sanftere Frauengestalten in meine Nähe und ich fand dieselben manchmal gar nicht so übel. Die Zeit verwischte mit leisem Finger die Spuren der traurigen Erlebnisse und selbst Tante Czapp lebte in meiner Erinnerung als ein Endprodukt jener süßen Früchte, die uns schmachtende Jünglinge gar zu häufig verlocken — anzubeißen.

Plötzlich fing jedoch die Tante Czapp wiederum an, in meinem Leben eine verhängnisvolle Rolle zu spielen. Ich wurde Arzt und begann eben den dornenvollen Pfad zu beschreiten, der in jenes Reich führt, das die Mitwelt mit feiner Ironie nach einem lateinischen Wahrworte „Praxis aurea“ nennt. Aurea heißt nämlich die goldene, worunter unter den jetzigen Verhältnissen selbstverständlich Talmigold zu verstehen ist.

Auf diesem leider so dornenvollen Pfade kam mir das Schreckgespenst meiner Jugend in einer ganz neuen Spezies als „medizinische Tante“ entgegen. Es war bei einem meiner ersten Fälle.

Zitternd und an meinem Können verzagend, untersuchte ich ein brüllendes, mit den Füßen stamp-

fendes und im Bette sich hin und her werfendes Kind. Wie ich nach meiner mühseligen, eine halbe Stunde dauernden, übergründlichen Untersuchung konstatieren konnte, hatte sich das Kind durch den Genuß von einigen Zwetschkenknödeln, zwei Äpfeln, einer Handvoll Zuckerl usw. etwas den Magen überladen. Kaum hatte ich den besorgten Eltern diese scharfsinnige Diagnose mitgeteilt, als eine bisher von mir unbeachtete Dame das Wort ergriff: „Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß dies ein verschlagener Lungendampf ist und daß man dem Kind eine Talgkerze aufs Bäucherl legen soll."

Für einige Minuten war ich sprachlos. Dann versuchte ich naiver Mensch mit der ganzen Geistesschärfe moderner Wissenschaft der Dame, die mir von den Eltern als „Tante" vorgestellt wurde, das Unlogische ihres Ausspruches nachzuweisen.

Da kam ich schön an. Ein unaufhaltsamer Redestrom, gewürzt durch zahllose medizinische Beispiele eigener Erfahrung ergoß sich über mein Haupt. Und noch am selbigen Abend wurde mir brieflich bedeutet, ich hätte nicht mehr nötig, mich zu bemühen, dem Kinde gehe es sehr gut, man werde mich schon wissen lassen, wenn es, usw. — —

Ich bin nie wieder in dieses Haus gerufen worden, aber ich habe auch nie mehr im Leben einer Tante widersprochen.

Sagt irgendeine Tante: „Glaubens net, Herr Doktor, daß das Wasser von G'hirn sich in den Fuß g'setzt hat?" — so sage ich drauf: „Es kann schon sein, so ähnlich sieht's aus, ich glaube aber doch, daß es eine Influenza ist." Sagt die Tante: „Glauben Sie nicht, verehrtester Herr Doktor, daß in diesem Falle eine Abkochung von Ziegenstank und Mistkäfern am Platze wäre?" so antworte ich mit größter

Seelenruhe: „Man sieht, daß Sie eine erfahrene Frau sind; das Mittel ist sehr gut, ich möchte aber doch mit Ihrer gütigen Erlaubnis in diesem Falle mein Glück mit der Salizylsäure versuchen.“

Alles Böse in deiner Praxis kommt von irgendeiner Tante her. Wird ein anderer Arzt hinter deinem Rücken gerufen oder verlangt die in ihrem Vertrauen erschütterte Familie bei jedem Insektenstiche ein Konsilium mit einem Professor, wird ein Medikament verkehrt verabreicht, findest du den Kranken außer Bett, obgleich du ihm bestimmt aufgetragen hast, noch einige Wochen im Bette zu liegen, — — — — forsche in allen diesen Fällen genau nach und du wirst sehen, daß alle Spuren zu einem Ziele führen: Zur Tante.

Und auch diese Tanten sind selten waschecht, sind meistens Pseudotanten. — Die echte, liebe Tante mit ihren mit Bonbons gefüllten Taschen, dem liebevollen Herzen, der offenen, freigebigen Börse und der riesigen Erbschaft, ist leider im Aussterben begriffen. Schon sehe ich den Moment herankommen, wo man sie in zoologischen Gärten als einer der letzten Exemplare einer aussterbenden Spezies anstaunen wird. Um den Hals wird sie ein Täfelchen tragen mit der Inschrift: Vermodert, bitte nicht zu berühren.

Die falsche Tante jedoch wird der gruselnden Nachwelt nur in Folterkammern vorgeführt werden. Ihr Platz ist neben der eisernen Jungfrau. Aber im Gegensatz zu dieser wird sie innen ausgestopft sein und nach außen zahllose Stacheln tragen.

Die Nachbarin!

Der Nachbar! Wie herrlich klingt dies Wort! Wie ein stolzer, majestätisch dahinbrausender Orgelton, über den sich die schönsten Harmonien aufbauen lassen! Aller sozialer Fortschritt ist im Grunde genommen auf den Nachbar zurückzuführen. Was war der Mensch, bevor er den Nachbar kannte? Ein einsames, wild lebendes Halbtier, das in jedem Menschen einen Feind sah, der ihn in seinem Anteile an der Natur schmälerte, der ihm seinen Kampf um das tägliche Dasein erschwerte. Mit dem Nachbar entstand der erste Mitmensch, der erste soziale Fortschritt, das erste soziale Gefühl. Der Nachbar hat die Dörfer, die Städte, die großen Gemeinwesen, die mächtigen Nationen gebildet.

Wie schlecht ist es in der Welt eingerichtet, daß alles Gute, aller Fortschritt immer etwas Böses, immer einen gewissen Rückschritt mit im Gefolge hat. Kaum hatte der „Nachbar“ seine Existenzberechtigung erworben, so stellte sich die „Nachbarin“ ein. Gibt es eine schlechte Eigenschaft, die man einer Nachbarin nicht zutrauen könnte? Wer verbreitet böses Gerede über unser gewohnheitsmäßiges Leben? Wer redet unsere Dienstboten ab? Wer macht sich über uns lustig? Wer verfolgt unser Streben mit Neid und

Mißgunst? — Die Nachbarin. Was ließe sich nicht alles von der Nachbarin erzählen, wenn man alle ihre schlechten Eigenschaften des Breiteren schildern wollte! Ich glaube, man könnte Bände füllen.

Wenn ich hier einen schwachen Versuch unternommen habe, die Psychologie der Nachbarin klarzulegen, so geschieht es nur, weil ich sie in meinem ärztlichen Berufe besser kennen gelernt habe, als irgendein anderer. Und was ich jetzt von ihr sagen will, das gilt nur von der Nachbarin, die ich auf meinen Streifzügen durch die kleine und große Welt menschlicher Leiden kennen gelernt habe.

Du trittst zu einem Kranken ins Zimmer und bemerkst zu Häupten seines Bettes eine hagere, dich mißtrauisch beobachtende, kaum mit dem Kopf auf deinen Gruß dankende, dir sichtlich unsympathische Person. Dreiviertel aller Nachbarinnen sind nämlich alt und mager und unsympathisch. Es ist ein unlösbares Rätsel, wo all die hübschen, schönen, wohlgeformten Frauen hingekommen sind, wenn man nur die Nachbarinnen kennt. Also, besagte Dame wird dir von der Frau des Hauses vorgestellt: „Frau Müller, unsere liebenswürdige, aufopfernde Nachbarin, ohne die wir längst zugrunde gegangen wären.“ Es ist merkwürdig, aber wahr. Ohne Nachbarinnen geht man immer zugrunde. Du beginnst deine Untersuchung, wobei dir die Nachbarin aufmerksam auf die Finger schaut, notabene mit dem rechten Auge, während sie mit dem linken die große Pendeluhr kontrolliert, um nachzuzählen, wie viele Minuten dein Krankenbesuch gedauert hat. Kaum bist du mit der Untersuchung fertig, sagst der Familie deine Ansicht über den Fall und schreibst ein Rezept auf, so meldet sich schon die Nachbarin. „Eine Infaulenzia soll's sein, Herr Doktor? Glauben S' net, daß das verschlagene Wind'

sein, die durch eine Verkühlung vom Bauch in den Kopf g'stieg'n san? Woher soll denn sonst der damische Kopfschmerz herkommen, als von die Wind'? Und glauben S' net, daß man am Bauch a Windsalb'n einreib'n und an festen Ölfleck, an recht an heiß'n, vorn auf die Brust legen soll? Mir hat's immer g'holf'n und ich hab' schon hundert von Leut' damit kuriert. Selbst an alten Rittmeister, der an Milzbrand g'habt hat und den alle Dokters aufgeb'n ham." Die Geschichte von dem geheilten Milzbrand erzählt sie nämlich in zwanzig Variationen, wobei der Rittmeister ganz merkwürdige Metamorphosen durchmacht. Bald wird er ein Prälat, bald ein Obersthofmeister, bald ein Bierbrauer, bald ein Hausmeister. Nur der Milzbrand ist das einzig unabänderliche in dieser Geschichte, die ihr in der Umgebung den Ruf eines Wunderdoktors und den Beinamen die „Milzbrandige" eingetragen hat.

Du bleibst all diesem Redeschwall gegenüber standhaft, verweist auf deine Anordnungen und entfernst dich in möglichster Schnelle. Was nun vorgeht, kannst du dir nach eigenen Beobachtungen sehr lebhaft denken. Die Nachbarin setzt sofort ein: „Na, hörn S', an schön' Doktor haben S' Ihna ausg'sucht, eine g'schlagene halbe Stund' hat er an Ihrem armen Mann 'rumklopft, daß 's mich wundern tut, daß er net den ganzen Brustkorb z'sammg'schlag'n hat. Da is mei Hausarzt, der Doktor Schatzinger, ganz anders. Der kommt nur eini, wirft an Blick auf'n Kranken, greift sein' Puls und weiß schon alles. G'sichtsausdruckskunde, sagt der Doktor Schatzinger, muß a Arzt kenna. Dös is noch aner vom alten Schlag. Was versteh'n denn die jungen Doktors heutzutag? Gar nix. Rein gar nix! Müssen erst a halbe Stund' lang 'rumklopf'n und 'rumhorch'n, nachher lassen s' sich das gewisse Safterl

kommen — eh schon wissen — und tun es chemisch-analytisch untersuchen, zapfen einem 's Blut ab, schaun mit dem Perspektiv auf die kleinen Viecher, die Bakzillen, die noch ka vernünftiger Mensch nöt g'seh'n hat und wann's gut geht, wissen s' nach vier Tag'n den fremden Namen von der Krankheit. Und g'wöhnlich is er falsch. Da is der Doktor Schatzinger a ganz a anderer Mann. Frau Müller — hat er zu mir g'sagt —, an Ihnen is a großer Doktor verloren 'gangen, Sie hab'n entschieden a medizinisches Talent. Wann i waß, daß Sö wo in an Haus san, bin i eigentlich überflüssig. So hat er g'sagt. Folgen S' mein' Rat, lassen S' 'n die Mordsmedizin gar net machen und holen S' lieber glei den Doktor Schatzinger."

Hast du bei den Leuten einiges Glück gehabt und haben sie ein Restchen Vertrauen zu dir, so widerstehen sie vorerst der Versuchung, den berühmten Arzt zu holen, den die Nachbarin so warm empfiehlt. Wehe dir, wenn es nicht gleich besser wird! Wie ein Racheengel bewacht die Nachbarin die Fortschritte der Krankheit und die erste Gelegenheit, die sich bietet, benutzt sie, um dich, wie es mit dem fachtechnischen Ausdrucke heißt, „hinauszubeißen". Aber glaube ja nicht, schöne Leserin, und ich betone es, daß du schön bist, weil ich damit einen erfreulichen Gegensatz zu der oben grau in grau geschilderten Nachbarin hersetzen will, glaube also ja nicht, daß der Doktor Schatzinger seines Sieges so leicht froh wird.

Erstens empfängt er eines Morgens um 7 Uhr den Besuch der besagten Frau Müller, die in dem Glauben lebt, die ganze Praxis des Dr. Schatzinger gemacht zu haben. Infolgedessen tyrannisiert sie ihn auf unglaubliche Art und Weise, erscheint zu allen möglichen und unmöglichen Tagesstunden in seiner Wohnung, hält ihn stundenlang auf, worauf sie die

verlockendsten Bilder neuer zu erobernder „Häuser“ entwirft, aus denen sie den Hausarzt mit Bestimmtheit hinausbeißen wird. „Herr Schatzinger,“ sagt sie, zu einem ‚Herr Doktor‘ hat sie sich noch nie aufgeschwungen, „i bin her'kommen, um Sie zum Hausbesorger nebenan ins Zwölferhaus zu rufen; schaun S', daß S' Ihna dort auszeichnen und das Haus behalten; hat eh g'nug Arbeit 'kost, bis ich den Dr. Kramperl 'nausbiss'n hab'. Wissen S', der Herr Kramperl ist der Doktor vom Hausherrn. Und wann der Hausherr seg'n wird, daß Sie den Hausbesorger g'sund g'macht hab'n, nachher laßt er sich von Ihnen auch behandeln. Und da können S' Ihna gratulieren. San sechs Kinder im Haus und der Doktor geht in aner Tour aus und ein.“

Nachdem sie dem Doktor eine ausführliche Schilderung kommender Honorargenüsse entworfen hat, verbreitet sie sich des weiteren über jene geheimnisvolle Taktik, die er einschlagen muß, um den Hausbesorger aus dem Zwölferhaus sicher zu erobern. Eine alte Tante ist da, mit der er sehr höflich sein muß; er möge ja nicht vergessen, das schöne Hunderl — den Affi — zu loben, obwohl er in Wirklichkeit das häßlichste Vieh sei, das die Wienerstadt gesehen habe; er möge ja nur eine recht große Flasche Medizin aufschreiben, weil die dummen Leute dort recht viel zum Einnehmen haben wollen, und — um Gottes willen, er soll ja nicht versuchen, kaltes Wasser anzuwenden, durch das der Großvater selig des Herrn Hausbesorgers einmal zu Tod verkühlt worden sei. An die Windsalbe und den warmen Ölfleck soll er womöglich auch noch denken und dann müsse es mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht den Hausbesorger mit der ganzen Familie und dann nachher den Hausherrn erobere. Bei dieser Gelegenheit möge

er nicht versäumen, einen Sprung zu ihr hinauf zu machen, ihre Köchin habe das „Rheumatische" und wolle nicht waschen.

„Ich hätt' s' gern zu Ihna g'schickt in die Ordinationsstund, aber 's Madl kommt gar so schwer ab, weil's um die Zeit 's G'schirr waschen muß, und da hab' i mir denkt, wann Sie eh' in der Näh' san, machen S' an Sprung auffi in vierten Stock und schaun S' Ihna 's Madl an. Wann S' was finden, um Gott's willen, nachher sag'n S' ihr's erst recht net, nur mir, sonst verdreht s' mir den Kopf, wird grantig und will net arbeiten. Und in der Krankenkasse is s' a net. Ins Spital schicken derfen' s' net. Wann s' wirklich krank is, soll s' zur Tant' nach Enzersdorf 'nausfahr'n, wo s' ganz ruhig a paar Täg liegen kann, ohne daß die Doktors im Spital an ihr herumstudieren. Und merken S' Ihna, das Hunderl, den Affi, müssen S' lob'n und mit der alt'n Tant' recht freundlich sein, nachher wird's schon geh'n. Pfiat Ihna Gott, und vergessen S' ja net, gleich die erste Visit dort zu machen, denn die Leut' san schon ungeduldig und warten auf Ihna, wie auf den leibhaftigen Herrgott."

Glaubst du, daß dies alle Missetaten der Nachbarin sind, die du erleben kannst? Plötzlich taucht bei einem Kranken ein altes Rezept auf, das angeblich schon seit zwanzig Jahren Wunder wirkt. Wer hat es gegeben? Die Nachbarin! Unvermutet erfährst du, daß der Kranke bei einem Professor oder in der Klinik gewesen ist, ohne dich gefragt zu haben. Wer hat's ihm geraten? Die Nachbarin. Zu deinem Entsetzen bemerkst du, daß der Kranke nach einem schweren Magenkatarrh im Bette sitzt und vergeblich versucht, ein „G'selchts mit Knödeln" hinunterzuschlingen. Wer hat ihm diese empfehlenswerte Rekonvaleszentenspeise aufgedrängt? Natürlich wieder die Nachbarin.

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, warum es die Nachbarinnen gerade auf uns Ärzte abgesehen haben. Hat man schon je gehört, daß eine Nachbarin zu der Frau des Hauses gesagt hat: „Sie haben so schlecht genähte Kleider und zahlen so teure Preise dafür, bitte, versuchen Sie 's doch einmal mit meiner Schneiderin, die viel billiger ist und sehr viel Geschmack hat." O, das würde sie niemals tun, weil sie fürchtet, selber länger auf ein Kleid warten zu müssen, wenn die bewußte Schneiderin allzuviel beschäftigt ist. Oder hat man es je gehört, daß so eine Nachbarin zu einer jungen Frau gekommen ist und gesagt hat: „Ich bemerke mit Schrecken, wieviel Kummer und Verdruß Sie mit Ihrem Dienstmädchen erleben. Ich habe eine Köchin, die geradezu das Muster aller Köchinnen ist. Bitte, nehmen Sie doch die meine, damit Sie auch einmal sehen, was ein braves, gutes, bescheidenes Dienstmädchen ist." Oder hat man es je gehört, daß die Nachbarin Advokaten, Ingenieure, Seelsorger, Kohlenlieferanten, Hühneraugenoperateure, Friseurinnen hinausgebissen hat? Wenn es vorkommt, sind es sicherlich Ausnahmefälle.

Nur auf die Ärzte haben es die Nachbarinnen abgesehen und führen einen erbitterten Kampf gegen den jeweiligen Hausarzt. Und doch sind diese Art von Nachbarinnen noch ungefährlich im Vergleiche mit jenen, welche den Kampf gegen die Schulmedizin, gegen die neue Heilmethode aufnehmen. Es gibt noch immer Nachbarinnen, die auf Homöopathie, falsche, übel verstandene Naturheilmethode, Baunscheidtismus, Magnetismus und dergleichen Dinge mehr schwören und so lange bohren, indem sie von Mordmedizin und Vergiftung sprechen, bis man schließlich, um sich nicht später Vorwürfe zu machen, nachgibt und den betreffenden Messias herbeiholen läßt.

Ein berühmter Kliniker behauptete einmal: von zwei Dingen glauben alle Menschen etwas zu verstehen: von der Politik und der Medizin. Und ein Journalist schrieb in einer Anmerkung dazu: Es wäre gerecht, auch die Kunst hinzuzusetzen.

Die Nachbarin vereinigt alle drei Kenntnisse in ungeahnter Weise. Sie betrachtet die Medizin als die Kunst, kleine Politik zu treiben.

Der Migränestift.

Offizial Stölzl war ein Hypochonder. Die meisten Leute stellen sich unter einem Hypochonder einen griesgrämigen, bärbeißigen, immer schlecht gelaunten, mürrischen Menschen vor. Das entspricht nicht den Tatsachen. Ja, man kann ruhig behaupten, diese Sorte der unangenehmen Hypochonder stirbt langsam aus, während eine zweite Art täglich häufiger wird, nämlich die der liebenswürdigen Hypochonder. Stölzl war der beste Mensch, den man sich vorstellen konnte. Fast allzu bescheiden für seine großen Fähigkeiten, war er der Liebling aller seiner Kollegen, das Schoßkind der Vorgesetzten, deren Wünsche er aufs gewissenhafteste erfüllte. Seine Kollegialität bewährte sich in den schwersten Fällen und die unangenehmen Seiten seiner Hypochondrie fühlte niemand anderer als er selber. So ein Hypochonder ist nämlich immer ein Mensch, der über eine Unmasse überschüssiger Energien verfügt, von denen sein Beruf nur einen Teil verbraucht. Während nun vernünftige Leute, oder besser ausgedrückt, glücklich veranlagte Naturen, diese überschüssigen Energiemassen in verschiedenen Nebenbeschäftigungen, wie Kunst, Sport, Spiel in jeder Form umwerten, verwendet der Hypochonder diese brach liegenden Kräfte zur Beobachtung seines eigenen Ichs. Nun ist der menschliche Körper in vielen seiner automatischen Funktionen eine merkwürdige Maschine; am besten läuft der Automatismus ab, wenn das Be-

wußtsein sich gar nicht hineinmengt. Unter der Kritik des Bewußtseins beginnt die Maschine unregelmäßig zu arbeiten, sie stockt bisweilen und gerade das, was man durch die genaue Beobachtung verhindern will, entsteht nur durch die allzu genaue Beobachtung: eine Krankheit. Es ist ja bekannt, daß ein Gelehrter, der seine Gedanken beim Einschlafen genau fixieren wollte, schließlich an Schlaflosigkeit erkrankte.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu dem Mittelpunkte unserer heutigen Auseinandersetzungen, zu Herrn Offizial Stölzl zurück. Im höchsten Grade erregt ging er heute in seinem Bureau auf und ab. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf ein vor ihm liegendes Zeitungsblatt, blickte dann ängstlich in den Spiegel, besah sich seine Augen, seine Zunge, kontrollierte seinen Puls, der heute zu seinem Schrecken 68 statt der gewohnten 64 Schläge in der Minute aufwies, seufzte leise und raffte sich plötzlich zu einem Entschlusse auf. Mit einigen Worten verständigte er seinen Vorstand, daß er seinen Arzt aufsuchen müsse, ergriff seinen Überzieher und seinen Schirm, von dem er sich selbst beim schönsten Wetter niemals trennte und verließ die Stätte seiner Wirksamkeit unter Staunen seiner sämtlichen Kollegen, die sich seit zehn Jahren nicht eines derartigen außergewöhnlichen Ausganges ihres beliebten, pflichteifrigen Kollegen erinnerten.

In einigen Minuten saß er schon im Stellwagen und eine halbe Stunde später stand er klagend vor seinem Arzte.

„Herr Doktor, ich habe eine Kokainvergiftung. Sie haben mir während meiner Kur wiederholt die Nase mit Kokain gepinselt; o, wenn ich das gewußt hätte, was das für Folgen haben wird, ich hätte lieber weiter gelitten und geduldet.“

„Was ist denn los, lieber Herr Stölzl?"

„Heute habe ich erst in einer medizinischen Zeitung, die mir durch Zufall in die Hand kam, einen Fall von Kokainvergiftung gelesen. Jetzt ist es mir klar, woher meine Kopfschmerzen kommen. Das sind offenbar die ersten Zeichen einer beginnenden Kokainvergiftung."

Der Doktor beruhigte seinen ängstlichen Patienten. Die Kokaindosen wären so klein gewesen, daß von einer Vergiftung gar keine Rede sein könne, auch sei es unmöglich, daß sich solch eine Wirkung vier Wochen nach einer Kur einstelle. Die leichten Kopfschmerzen seien offenbar nervöser Natur und dürften auf etwas Brom sofort zurückgehen.

„Ach, lieber Herr Doktor, nur nichts einnehmen! Ich habe von einem Bekannten gehört, der sich mit Brom vergiftet hat. Können Sie mir nicht etwas zum Einreiben geben? Ein mildes äußerliches Mittel?"

„Freilich," erwiderte der geduldige Arzt, „auch das kann ich. Kaufen Sie sich einen Migränestift und bestreichen Sie damit morgens und abends die schmerzhaften Stellen."

„Ist das vollkommen ungefährlich?"

„Vollkommen. Der Stift besteht hauptsächlich aus Menthol."

„Menthol? Das ist doch kein Gift?"

„Keine Spur. Das Mittel ist vollkommen harmlos."

Wer da glaubt, daß ein Hypochonder nur traurige Stunden kennt, ist ein schlechter Menschenkenner. Er hat seine Leiden und seine Freuden. Und sonderbar! Jedes Leid ist bei ihm die Quelle einer neuen Freude. Bildet er sich eine Krankheit ein und ist er darüber unglücklich, so genügen die beruhigenden Worte seines Hausarztes und er ist überselig und sehr erfreut darüber, daß ihm nichts fehlt. Offizial Stölzl ging

schnurstracks in die Apotheke, kaufte sich den vorgeschriebenen Migränestift, eilte dann in sein Bureau zurück und erledigte mit Feuereifer alle seine Aktenstücke. Er konnte es kaum erwarten, das neue Mittel anzuwenden. Vor dem Schlafengehen, hatte der Doktor gesagt. Wie langsam die Zeit verstrich. Bis dahin mußte er noch den dumpfen Schmerz dulden, der über seinen beiden Augenlidern saß und ihn quälte. „Quälte", diesen Ausdruck fand er nicht richtig, es war ja kein eigentlicher bohrender Schmerz, es war mehr ein unangenehmes Gefühl, ein Ziehen.

Endlich war er in seinem stillen Heim. Feierlich ergriff er seinen Mentholstift und fuhr zaghaft einige Male über die schmerzhaften Stellen. Welch wunderbare Wirkung! Mit jedem Striche wurde der Schmerz geringer und schien sich vor dem Stifte förmlich zu flüchten, so daß er in kurzer Zeit vollkommen schmerzfrei war. So erging es ihm einige Tage, bis er eines Morgens, ins Bureau gekommen, einen seltsamen roten Streifen auf seiner Stirne bemerkte. Gewöhnliche Menschen hätten ihn für einen Hutabdruck gehalten. Unser liebenswürdiger Hypochonder wußte sofort, daß dies nur die giftige Wirkung des Migränestiftes sein konnte.

Er telephonierte einem alten Freunde, einem Apotheker, und bat ihn um die Auskunft, ob Menthol giftig wäre, ob man damit einen Menschen vergiften könne. Der Apotheker meinte, es käme auf die Dosis an, man könne unter Umständen einen Menschen sogar mit Kochsalz vergiften, geschweige denn mit Menthol, das entschieden ein stärkeres Mittel wäre. Diese Antwort genügte. Stölzl war sich jetzt klar, eine chronische Mentholvergiftung erlitten zu haben. Was tun? Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, es wäre das Beste, das Gift mit einem nassen Tuche fortzureiben. Gedacht, getan. Stölzl rieb was er konnte,

aber zu seinem Entsetzen wurde der Fleck immer röter und was ihn noch mehr erschreckte, diese Röte breitete sich fast über die ganze Stirne aus. Wieder eilte Stölzl zu seinem Vorstand, flüsterte einige verlegene Worte von einer schweren Erkrankung und verließ schleunigst sein Bureau.

Zu seinem Leidwesen traf er den Doktor nicht zu Hause; das Mädchen meinte jedoch, wenn es dringend wäre, könne der Doktor verständigt werden und würde dann in einer halben Stunde hier sein können; er sei in einem entfernten Bezirk.

Natürlich sei es dringend. Es handle sich um sein Leben, sie solle nur telephonieren und zwar bald, augenblicklich, auf der Stelle!

Die Minuten dehnten sich und die Stunde, die verstrich, bevor der Doktor erschien, wurde unserem armen Hypochonder eine Ewigkeit. Fortwährend blickte er in den Spiegel und rieb mit dem Taschentuch an der verdächtigen Stelle herum. Wenn es nur kein Rotlauf war! Mein Gott, er hatte sich noch darauf gefreut, leben zu können und jetzt sah er schon den Tod vor Augen. Endlich erschien der Doktor. Stölzl berichtete ihm in fliegender Hast den Sachverhalt.

„Lassen Sie mal sehen,“ sprach der Doktor. „Wahrhaftig, die Stirnhaut scheint gereizt zu sein. Sollte Ihr Migränestift gar verunreinigt sein? Oder haben Sie was Unrechtes gekauft? Lassen Sie mal sehen.“

Zitternd überreichte Stölzl dem Doktor die Quelle seiner Kümmernisse. Der Doktor öffnete die hölzerne Hülse, besah sich den Stift, der tadellos und funkelnagelneu schien und blickte dann auf seinen Patienten, der ein unendlich verblüfftes Gesicht machte.

„Der Stift ist in Ordnung, ich kann mir Ihre Beschwerden nicht erklären,“ meinte der Arzt.

„Liebster Herr Doktor," sagte verlegen, fast stammelnd der dabei doch glückselige Stölzl, „seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie so dringend herbemüht habe, aber der Stift kann nicht die Quelle meiner Krankheit sein, weil ich nicht gewußt habe, daß er überhaupt aufgeht und weil ich mich die ganze Zeit über mit der hölzernen Hülse eingerieben habe. Wie kommt es aber, Herr Doktor, daß mir der Migränestift in dieser Form doch die Schmerzen gelindert hat?"

„Das ist die Macht der Einbildung. Es ist nicht das erstemal, daß ein Stückchen Holz Wunder gewirkt hat, wenn es die ungeheure Kraft und den Einfluß des Gemütes als Verbündeten hatte. Solcher Migränestifte hat unser Leben sehr viele. Wir kennen ja von den meisten Dingen, die uns beschäftigen, nur die Schale und nie den Kern. Wenige Leute sind so glücklich wie Faust, um ausrufen zu können: Das also ist des Pudels Kern!"

Das Ohrenstechen.

Doktor Backenbeißer wachte mit einem gräßlichen Schrei auf. „Uhu!“ brüllte er, so daß auch seine sonst so fest schlafende, gewichtige Gattin sich erschreckt im massiven Eichenbette aufrichtete.

„Was hast du denn, Alter?“

„Ein fürchterlicher Traum! Ich habe mir das Ohr stechen lassen und dabei hat mir mein Kollege Maxhofer eine Nadel direkt ins Ohr gebohrt.“

„Das ist ja grauenhaft; wie kommst du denn zu diesem Traume?“

„Du weißt doch, daß Doktor Maxhofer seit drei Tagen krank ist und ich ihn vertreten muß. So habe ich auch die Nachbehandlung bei zwei Wöchnerinnen. Die eine hat ein Mädel, der soll ich heute die Ohren stechen.“

„Das ist doch deine Pflicht —“

„Meine Pflicht als Arzt, alle Launen meiner Patienten zu erfüllen — ja wohl. Aber innerlich wurmt es mich und kränkt es mich wie eine Schmach, die mir angetan wird. Was soll mir alle unsere Kultur und unser Fortschritt, wenn wir noch bis über die Ohren tief in der Barbarei stecken? Das Ohrgehängetragen ist auch so ein Rest, der sich aus der Zeit der wilden Naturvölker in die Kultur eingeschlichen hat. Nasenringe, Mundringe, Tätowierungen, alles im Grunde dasselbe wie die Ohrgehänge: Schmuck des Körpers,



um den Mann anzulocken. Wie manche Tierweibchen um die Brunstzeit leuchtende Farben anlegen, um im Kampfe um die Liebe des Männchens Sieger zu bleiben, so schmücken sich die meisten Frauen mit Brillanten, Boutons usw."

„Ich glaube, du übertreibst. Es ist nicht so arg."

„Nicht so arg — nein, noch ärger. Gestern habe ich ein interessantes Buch über Paris gelesen. Der Name ist mir entfallen. Weißt du, was jetzt dort Mode — allgemeine Mode wird?"

„Nein, woher soll ich das wissen?"

„So höre und staune. Die Damen lassen sich die gewisse Stelle, die dem Säugling alles bedeutet, durchbohren und tragen dort Ringe — Ringe, die sich unter dünnen seidenen Blusen diskret durchblicken lassen. Eine neue Quelle der sinnlichen Reize! Und wenn Paris befiehlt, muß Europa gehorchen — in der Mode wenigstens."

„Das wird eine anständige Frau nie machen. Das sind nur ‚Demimonde-Moden'."

„Demimonde-Moden! Du bist kindisch. Was weißt du, einfaches Bürgerkind vom Lande, von den Moden? Jede Mode ist eigentlich Demimonde-Mode. Die Damen der Halbwelt diktieren, sie geben den Ton an, sie eröffnen den Reigen und die anderen, Adel und Geldsack, tanzen nach. War der ‚Cul de Paris' keine Demimonde-Mode? Ich sage dir, die Busenringe werden bald so allgemein werden wie die Ohrgehänge. Und ich muß einem wehrlosen Kinde die Ohren stechen! Es ist empörend!"

„Es ist doch ein ungefährlicher Eingriff?"

„Ungefährlich? Da täuschst du dich. Nicht der kleinste Stich ist ungefährlich, weil er die Eingangspforte einer schweren Infektion werden kann. Häufig genug war das Ohrenstechen die Ursache eines Rot-

laufes, dem das arme Kind zum Opfer gefallen ist. Deshalb ist es vernünftig — wenn man schon bei so einem Unsinn von Vernunft reden kann —, daß die Eltern diese Stecherei von einem Arzte besorgen lassen. Früher hat man sich das vom Goldschmiede machen lassen, der ein und dasselbe Instrument an unzähligen Kindern hintereinander gebraucht hat, ohne es zu desinfizieren."

„So viel weiß heutzutage jeder Mensch, daß man ein Instrument desinfizieren muß."

„Na — jeder Mensch — das ist sehr übertrieben. Ich könnte dir ein schönes Sündenregister von öffentlichen Toilettekämmen und Bürsten, Gabeln und Messern, Trinkgläsern und so weiter vorhalten. Zum Glücke für die Menschheit sind Infektionen verhältnismäßig sehr selten. Infektionsmöglichkeiten jedoch sind unzählige."

Damit beendete Doktor Backenbeißer seinen täglichen Morgensermon. Dieses friedliche Morgengespräch war ihm ebenso Bedürfnis wie eine kriegerische Abendunterhaltung, bei der er seiner Frau all die Widerwärtigkeiten seines Kleinkrieges mit seinen Patienten mitteilte. Er war eine Kraftnatur, die sich gern in großen Ausdrücken und Übertreibungen gefiel und dem es auf einen kräftigen Fluch mehr oder weniger nicht ankam. Von seinem akademischen Lehrer hatte er vernommen, es gäbe zwei Wege, um ein berühmter Mann zu werden: man müsse entweder sehr liebenswürdig oder außerordentlich grob sein. Der Mittelweg führe zu den Mittelmäßigen.

Das hatte er sich hinter die Ohren geschrieben. Die Liebenswürdigkeit jedoch lag ihm gar nicht und so entschloß er sich zum dornenvollen Pfade der göttlichen Grobheit. Dornenvoll, weil er für unsere Zeit der schwierigere und gefährlichere ist. Die große

Überfülle an Ärzten hat einen solchen Überfluß an liebenswürdigen Jüngern Äskulaps gezeitigt, daß die Grobheit nur geduldet wird, wenn sie sich mit einem prunkenden Titel oder mit einem schwindlerischen Mäntelchen schmücken kann. Zu beiden Zieraten war Doktor Backenbeißer nicht geboren.

Deshalb machte er mit seiner Grobheit schlechte Erfahrungen und schien schon für die Großstadt verloren zu sein, als sich seinem sinnenden Geiste ein neuer Ausweg zeigte. Er wurde ein schweigsamer Arzt. Er redete kaum die notwendigsten Worte — und siehe da — diese Eigenschaft verschaffte ihm eine große Praxis, da man hinter seiner Schweigsamkeit ein großes Wissen, hinter seinen knappen Anordnungen eine rettende Maßregel vermutete.

Wenn ihm ein Patient vorjammerte und ihm sein Leiden klagte, schüttelte er sein Haupt und sagte nichts als „Aha!"

Dieses „Aha!" war sein Vademekum, sein Zauberwort, das ihm die Herzen seiner Kranken gewann.

Die Patienten lieben im allgemeinen einen schwatzhaften Arzt nicht. Sie hören hie und da ein Wort heraus, das sie ängstlich macht, weil sie es nicht verstehen und daran ungeheuere Vorstellungen knüpfen.

„Was fehlt meinem Kinde?" fragt die ängstliche Mutter. Der gewissenhafte Arzt, der noch keine Diagnose stellen konnte, sagt etwas von „geschwächtem Atem" und „dumpfem Perkussionsschall", Worte, die der schreckhaften Mutter das Blut gerinnen machen. Er könne noch keine Diagnose stellen. Morgen wolle er schon sehen usw. Dr. Backenbeißer war in solchen Fällen in großem Vorteile. Auf die Klagen der Mutter entgegnete er sein „Aha!" und auf die Fragen nach der Diagnose sagte er kurz: „Das ist meine Sache."

Mußte er so den ganzen Tag den Schweigsamen spielen, so öffnete er des Morgens und des Abends bei seiner Frau alle Schleusen seiner Beredsamkeit und ließ seinen Tag nochmals Revue passieren, wobei er alle Grobheiten und Flüche, die er bei seinen Patienten unterdrücken mußte, zum besten gab.

Heute hatte er einen schweren Tag; außer seinen eigenen Visiten sollte er noch acht Besuche für seinen Kollegen Maxhofer bewältigen, darunter die ihm so widerwärtige Prozedur des Ohrenstechens.

Im Laufe des Vormittags traf er pünktlich bei einer der Wöchnerinnen ein, bei der er seinen Kollegen vertreten sollte. Die ängstliche Dame, verwöhnt durch die Liebenswürdigkeit ihres Arztes, zitterte jedesmal, wenn der vierschrötige, einsilbige Dr. Backenbeißer erschien. Sie kannte ihn noch aus der Zeit seiner Grobheitsperiode her und war jedesmal froh, wenn der unheimliche Doktor wieder draußen war. Diesmal hatte sie ihm einige Beschwerden zu klagen.

„Herr Doktor, ich habe diese Nacht nicht eine Stunde geschlafen."

„Aha . . .!"

„Ich habe auch gar keinen Appetit, ist das nicht besorgniserregend? Manchmal klopft mir das Herz."

„Aha . . ."

„Hie und da fühle ich einen Stich in der linken Schulter."

„Aha."

Schweigend zog der Arzt sein Rezeptbuch aus der Tasche, schrieb etwas nieder und gab den Zettel der ängstlichen Dame.

„Jede Stunde einen Eßlöffel."

Dann stand er auf und ließ sich von der Amme das Kind in das andere Zimmer tragen. Die Tür sperrte er hinter sich zu und zog ein kleines Etui aus

der Tasche, in dem sich eine in sterile Gaze verpackte Nadel befand.

„Was macht er drin?“ fragte die besorgte Mutter die Amme.

„Ich weiß nicht, untersuchen wird er's halt.“

Beide lauschten gespannt. — — — Plötzlich hörten sie das Kind jämmerlich schreien.

„Gehen Sie hinein,“ sagte die junge Frau.

„I trau mi net zu dem Grobian . . .“

Das Geschrei des Kindes ließ für einige Sekunden nach, bis es plötzlich wieder viel jämmerlicher als vorher zu heulen anfing.

Diesmal zwang die geängstigte Mutter die Amme dazu, sich in die Höhle des Löwen zu begeben, da sie Anstalten machte, selbst aus dem Bette zu springen, um ihr gequältes Kind aus den Klauen Dr. Backenbeißers zu retten.

In diesem Moment trat der Arzt mit dem Kinde ein und gab es der vor Schreck erstarrten Amme. Auch die Wöchnerin schrie plötzlich furchtbar auf. Das Polster war blutig gefärbt und durch beide Ohren zog sich ein blutiger Seidenfaden.

„Wozu haben Sie das gemacht? — Was fehlt meinem Kinde — sagen Sie mir alles, die reine Wahrheit.“

Dr. Backenbeißer machte eine Sekunde lang ein erzürntes Gesicht; dann beherrschte er sich und sagte:

„Was soll ihm denn fehlen? — Die Ohren habe ich ihm gestochen.“

„Wozu denn? — Wozu braucht denn mein Knabe gestochene Ohren? — Wer hat Sie denn darum ersucht?“

Dr. Backenbeißer sah plötzlich den unheimlichen Vorfall in aller Klarheit. Er hatte die Kinder verwechselt. Plötzlich fand er seine für die Patienten

verloren gegangene Beredsamkeit wieder. In einer gelehrten Auseinandersetzung erklärte er der untröstlichen Mutter, daß es jetzt in den feinsten Häusern Sitte sei, den Knaben die Ohren zu stechen, daß Prinzen dieser Prozedur unterzogen werden und daß das Ohrenstechen der Knaben eine durch tausendjährige Überlieferung geheiligte Tradition geworden sei.

Seiner Frau jedoch erzählte er diesen Vorfall nicht.

Der Streik der Bakterien.

Ich war in furchtbarer Erregung. Krampfhaft hielt ich das Hörrohr des Telephons am rechten Ohr und blickte zugleich gespannt auf den Spiegel, der mir alles in zehntausendfacher Vergrößerung zeigte. Das hatte ich diesmal schlau angestellt. Ich wollte ergründen, ob die Bakterien auch eine Sprache hatten, legte also ein kleines, mit einer antiseptischen Seife bestrichenes Mikrophon schon eine Woche vorher in mein bakterologisches Laboratorium. Ich wußte es längst, daß die Bakterien sich über die antiseptischen Mittel der Menschen lustig machen und sehr gerne sich auf Lysolflaschen, Lapisstifte, Karbolseifen oder ähnliche Dinge niederlassen, um damit einerseits ihre Bravour, andererseits ihre Verachtung den Menschen gegenüber zu beweisen. Über dem Mikrophon befestige ich mein Mikroskop und mittels eines sinnreichen Verfahrens konnte ich so zu gleicher Zeit die Bakterien beobachten und ihre Sprache verstehen.

Wie gesagt, ich war in furchtbarer Erregung, denn ich hatte mich auf den ersten Blick überzeugt, daß da eine kleine, nette Gesellschaft beisammen war, die, entsprechend verwendet, imstande gewesen wäre, eine ganze Stadt in kurzer Zeit umzubringen. Da lagen sie nach der Rangsordnung in zierlichen Gruppen. Zuerst die Kugelbakterien, die wir auch Mikrokokken nennen, dann die Stäbchenbakterien, die Bazillen und weiter rückwärts die Schraubenbakterien mit ihren wunder-

lichen, peitschenartigen und auch unregelmäßig verschlungenen Gestalten, die der Arzt Spirillen nennt.

Heiliger Himmel, war da nicht eine kleine Tribüne, auf der drei Vorsitzende saßen? Richtig. Schon erhob sich der eine, der größte und kräftigste der ganzen Versammlung, der Milzbrandbazillus. (Bacillus anthracis war sein lateinischer Name.) Er war selbst unter seinen Kollegen sehr gefürchtet und es war allgemein bekannt, daß selbst die stärksten Desinfektionsmittel diesem grimmigen Menschen- und Tierfeind wenig anhaben konnten. „Kollegen," sprach er, „der Grund dieser Zusammenkunft dürfte euch wohl bekannt sein. Soll ich viel Worte verlieren? Ich bin kein Redner. Ihr wißt es, daß Taten für mich sprechen. Ich habe unzählige Pferde, Rinder, Schafe und auch schon drei Menschen getötet. Zehnmal war ich in Nährgelatinen eingesperrt, zehnmal habe ich mich gerettet. Ich mache keine Worte. — — Diesmal aber gilt es eine große Sache. Wie gesagt, ich bin kein Redner, erkläre mich mit allem einverstanden, was wir beschließen und lasse meinem geschätzten Kollegen, dem Tuberkelbazillus, das Wort."

Lebhafte Bravorufe erschallten, die Spirillen bewegten ihre peitschenförmigen Schwänzchen und wedelten nach Hundeart, was als Zeichen großer Zufriedenheit aufzufassen ist. Schon erhob sich im allgemeinen Tumulte der Tuberkelbazillus, eine leicht vorgebeugte, schlanke, elegante Erscheinung. Plötzlich herrschte große Stille in der Versammlung und dem Redner wurde in aufmerksamer Weise Gehör geschenkt. „Leidensgenossen! Wir alle haben ein gleiches Ziel: die Vernichtung der Menschheit. Wir alle blicken auf eine unendliche Reihe von Ahnen zurück, die sich in diesem Kampfe über und über mit Ruhm bedeckt haben. Aber die schönen Tage unserer Vor-

fahren sind für immer dahin. Die Menschheit rüstet sich zum Kampfe gegen uns und ich glaube, daß es ein ernster Kampf auf Tod und Leben sein wird. Sie schlagen uns mit unseren eigenen Waffen. Aus unseren Säften bereiten sie Heilsera, die unsere Arbeit illusorisch machen und täglich tausende uns fast verfallene Opfer entreißen. Und wem verdanken wir diese fürchterliche Zeit, wem diesen gräßlichen Rückgang unserer Tätigkeit? Gerade einer Kaste von Individuen, die bisher von uns gelebt hat, der wir die meisten Kunden zugeführt haben. Sie wissen es alle, wen ich meine. (Rufe: Die Ärzte!) Stimmt: Die Ärzte! Jahrtausendelang haben wir ihrem Treiben ruhig zugesehen. Ja, wir haben es sogar gefördert, weil wir wußten, daß die falsche und unnatürliche Heilmethode der Menschheit nicht nützen konnte, weil in vergangener Zeit der Arzt uns wiederholt der beste Bundesgenosse im Kampfe gegen die Menschheit war. (Sehr richtig! Bravo! Hört! Hört!) Da erstanden uns gewaltige Gegner in Pasteur, Ferdinand Cohn und Robert Koch. Plötzlich wurden wir entdeckt und mit uns die Ursache aller Krankheiten Trotzdem ging es uns eine Zeitlang gerade nicht schlecht."

„Oho," tönte es aus der Gruppe der Streptokokken und ein vorwitziger, lanzettförmiger Streptokokkus lanceolatus schrie: „Wir sind seit Lister brotlos, es gibt keine Eiterungen, keine Blutvergiftungen mehr."

Das Getöse übertönte mit lauter Stimme der Tetanusbazillus, dessen zahlreiche Geißeln sich lebhaft hin und her bewegten, so daß er einen furchtbar wilden Eindruck machte. „Ruhe, wir sind hier in keinem Parlament. Wollt ihr das schmähliche Beispiel unserer Gegner, der entarteten Menschen, nachmachen? Ruhe, sage ich." — — —

Es wurde mäuschenstill in der ein Kubikmillimeter

großen Stelle der Mikrophonplatte, wo diese Versammlung stattfand. Der Tuberkelbazillus, der aus einem Wassertropfen gierig Sauerstoff an sich zog (ohne Sauerstoff gehen diese Bakterien jämmerlich zugrunde), richtete sich wieder auf und sprach: „Sei dem wie es wolle, wir haben alle schwer gelitten durch die rastlose Arbeit der Ärzte und durch ihre schändliche Wissenschaft, die sie Hygiene nennen. Laßt uns über die Mittel und Wege beraten, wie wir ihnen beikommen, wie wir sie überlisten und Sieger bleiben können. Ich schließe mit dem Rufe: Alle für einen und einer für alle, nieder mit den Ärzten!"

Reicher Beifall lohnte die interessanten Ausführungen des Redners. Das Wort erhielt der Löfflersche Diphteriebazillus, der sich dadurch auszeichnet, daß er sich als treuer Gatte nie von seinem Weibchen trennt. Auch diesmal hatte er sie mit auf die Tribüne genommen. Er hatte einen auffallend großen Kopf und auch sein unteres Ende war wunderlich angeschwollen. Seine Kleidung war äußerst defekt, so daß man ihm auf den ersten Blick den armen Teufel ansah. „Meine Damen und Herren," begann er galant und sich kokett nach allen Seiten hin und her verneigend. „Ich glaube das Mittel gefunden zu haben, wie wir die Ärzte kirre machen können. Wir müssen uns vor allen Dingen organisieren und ihre Absichten überall durchkreuzen. Was hat den Ärzten die Kenntnis unserer Eigenschaft verschafft? Das Tierexperiment. Wer liefert ihnen das Serum, mit dem sie uns bekämpfen? Das Tier. Es liegt nun in unserer Hand, ihnen alle diese Möglichkeiten zu entziehen. Verschonen wir die Tiere, die sie uns in eigennütziger Absicht als Opfer darbieten und sie sind uns gegenüber wehrlos. Siebenmal habe ich in den letzten Jahren schon versucht, mich in einem Menschenkinde festzusetzen und nie ist es mir

gelungen, weil jedesmal das Dyphterieheilserum meine Anstrengungen illusorisch machte. Das letztemal, ich muß es mit Trauer gestehen, war es ein Serum, das mein eigener Urgroßvater erzeugt hatte, der auf diese Weise seinen eigenen Urenkel ums Brot brachte. So geht ein edler Stamm jämmerlich zugrunde! — Schonen wir die Tiere, die wir auf Geheiß der Ärzte vernichten sollen, liefern wir kein Serum mehr. Zeigen wir, daß wir imstande sind, auf diese Weise den Ärzten ihre furchtbarste Waffe zu entwinden."

„Törichtes Beginnen!" rief das Bakterium des Typhus, ein kurzer plumper Geselle, der sich während des Sprechens lebhaft nach allen Seiten hin und her bewegte. „Wer kann denn diese ‚überbazillöse' Widerstandskraft aufbringen? Ah, wenn man so monatelang auf einer Nährgelatine oder gar auf einer filtrierten Kartoffel gesessen ist und endlich einmal in einen tierischen Körper hineinkommt, in dem man nach Herzenslust genießen kann, wofür man eine besondere Vorliebe hat — wer soll da widerstehen können. Ich gestehe es offen, ich kann es nicht. Ich bringe diese Kraft nicht auf."

Peinliche Stille herrschte in der Versammlung. Alle Augen richteten sich auf den Influenzabazillus, der wegen seiner großen Verwandtschaft ein reiches Ansehen genoß. Mit einigen kurzen, ruckartigen Bewegungen erstieg dieser die Tribüne. „Bakterien," sprach er, „ihr werdet mir zugeben, daß ich immer ein Freund der Ärzte gewesen bin und daß ich ihre Tasche gefüllt habe, wie kein zweiter unter euch. Ohne mich wären sie jetzt alle zugrunde gegangen. Zur Zeit ihrer größten materiellen Not bin ich aus dem Norden herbeigeeilt und habe die Menschen zu Tausenden ans Krankenlager gefesselt. Aber was die Ärzte jetzt treiben, das ist selbst mir zu viel. Ich

beantrage die radikalste Maßregel: den allgemeinen Streik der Bakterien. Einige Monate lang verschonen wir die Menschheit, nähren wir uns von Staub, Gras, Speiseresten und dergleichen Dingen mehr. Nur einige Monate lang, da werden die Ärzte sehen, was sie an uns gehabt haben. Dann gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder die Ärzte gehen an Hunger zugrunde, weil sie ja gar keine Patienten haben oder sie werden uns aufsuchen, uns aus den elenden Gefängnissen, den bakteriologischen Instituten, befreien und über die ganze Erde verstreuen. Darum rufe ich nochmal: Unsere Losung muß heißen Generalstreik der Bakterien."

Ein förmlicher Beifallsorkan durchtoste die Mikrophonplatte. Endlich schritt man zur Abstimmung. Alle Zeichen sprachen dafür, daß dieser Antrag einstimmig zum Beschluß erhoben werde. Da ereignete sich etwas Seltsames. Eine Horde großer, ungeschlachter Bazillen, in der Gelehrtensprache gemeine Darmschmarotzer genannt (Bacillus coli comunis), gefolgt von verschiedenen Mund-, Nasen-, Hautbazillen, stürmte mit dem Rufe: „Allgemeines Wahlrecht! Gleiches Recht für alle! Nieder mit der aristokratischen Interessenvertretung!" in die Versammlung. Diese Mikroorganismen waren wegen ihrer geringen Gefährlichkeit für die Menschheit zur Versammlung nicht geladen worden. Jetzt entstand ein wüstes Handgemenge und wer weiß, was das Ende gewesen wäre, wenn nicht unvermutet ein blitzender Sonnenstrahl durch die trüben Wolken hindurch die ganze Gesellschaft getroffen hätte. Plötzlich verstummten alle, ihre kleinen zuckenden Bewegungen hörten auf und in todesähnlicher Erstarrung lagen sie wie leblos, Freund und Gegner, einer neben dem anderen.

Bazillen der Liebe.

Ich muß mich heute sehr kurz fassen. Ich schicke diesen Bericht mittels Kabel aus Neuyork. Jedes Wort kostet einen Dollar und so kostbar sind meine Worte nie gewesen. Also die Sache verhält sich so. Vor nicht ganz zehn Tagen habe ich in einer Zeitung ein Telegramm folgenden Inhaltes gelesen: „Dr. William Hutson Neuyork hat die Bazillen der Liebe entdeckt.“ Flugs war ich auf der Eisenbahn, reiste mit Schnell- und D-Zügen nach Hamburg, von dort mit einem Riesendampfer über den Ozean nach Amerika, bestieg im Hafen von Neuyork die erste Droschke, die sich mir darbot und war schon eine halbe Stunde darauf im Wartezimmer des berühmten Doktors Hutson.

Freilich habe ich mir die Sache leichter vorgestellt. Vor mir schien der arme Mann, den seine Erfindung in einigen Tagen reich gemacht hatte, schon von Hunderten meiner Berufsgenossen interviewt worden zu sein. Ich mußte mich in das anwesende Buch eintragen, hatte eine Gebühr von hundert Dollars zu zahlen und erhielt dann eine Karte, auf der das Numero 671 verzeichnet war. Da die ausländischen Berichterstatter, die per Dampfer aus Europa, Australien, Asien und Afrika gekommen waren, in besonderen Wartezimmern saßen und bevorzugt wurden, kam ich nach zwei Tagen, während welcher Zeit ich hier für mein gutes Geld wie in einem erstklassigen Hotel

verpflegt wurde, an die Reihe, wobei mir bedeutet wurde, das Interview dürfe die Dauer einer Viertelstunde nicht überschreiten und jede weitere Viertelstunde, gleichgültig ob begonnen oder vollendet, müsse mit weiteren fünfzig Dollars bezahlt werden.

Ruhig stand er vor mir, der weltberühmte Erfinder, dessen Name jetzt die ganze Welt erfüllt; eine kleine, magere, unansehnliche Person, die mich mit einer freundlichen Handbewegung zu einem kleinen Tischchen hindirigierte, auf dem ein großes amerikanisches Mikroskop stand. „Werfen Sie einen Blick hinein, es sind in dem Gesichtsfeld gerade einige Liebesbazillen eingestellt.“ Rasch guckte ich in das Mikroskop und sah kleine, stäbchenartige, herzförmig gekrümmte Gebilde, die sich lebhaft hin und her bewegten. „Ich habe sie“, sagte Dr. Hutson, „vor einigen Stunden aus dem Blut eines unglücklich Verliebten gezüchtet, eines nach früheren Begriffen unheilbaren Menschen, der von einem Konstabler gerade in dem Moment erwischt wurde, als er sich mittels eines Revolvers entleiben wollte. Er wurde mir sofort zur Behandlung zugeschickt und ich habe ihn auch vor einer halben Stunde vollkommen geheilt entlassen. Denken Sie sich, der Gegenstand seiner Neigung, ein unglaublich hübsches Mädchen, war hier und wollte, um sich von der Güte meiner Erfindung zu überzeugen, ihrem Anbeter einen Kuß geben. Wissen Sie, was der Jüngling getan hat? Hochmütig hat er ihr den Rücken gekehrt und in die Luft gesehen, womit er ausdrücken wollte, daß die schöne Miß für ihn Luft sei.“

„Wie haben Sie das getan, großer Doktor?“

„Sehr einfach. Ich habe ja bereits ein Serum hergestellt, das solchen Unglücklichen sofort eingespritzt wird. Für Männer impfe ich Ochsen und Esel; für das weibliche Geschlecht Kühe und Gänse mit Bak-

terien und bereite dann aus diesem Blute das notwendige Gegengift. Sie wissen ja, daß diese Tiere die Infektion der Liebe leicht überstehen. Hat sich je ein Ochs aus Liebe das Leben genommen? Hat man je gehört, daß sich eine Gans aus unglücklicher Neigung ins Wasser gestürzt hätte? Mit Hilfe meines Serums kann ich Tausende Menschenleben retten, kann ich Tausenden unglücklichen Familien ihre Ruhe wiedergeben. Hören Sie folgenden Fall an: In einer der angesehensten Familien Neuyorks herrschte ewiger Hader. Der Mann hatte ein leichtentzündliches Herz und jede in seinem Horizont auftauchende weibliche Persönlichkeit war eine Gefahr für den Frieden des Hauses. Die schöne Frau, die zu stolz war, um gleich ihrem Mann das Gebot der ehelichen Treue zu brechen, war tief unglücklich. Sehen Sie, diesen Mann habe ich mit meinem Schaf-Serum vollkommen immunisiert. Er ist gegen alle Personen weiblichen Geschlechtes mit Ausnahme seiner Frau vollkommen unempfindlich."

„Wie haben Sie das gemacht, daß er die Neigung für seine Frau behalten hat?"

„Das machte ich folgendermaßen: Sie wissen, jede Serumtherapie beruht darauf, daß man die Virulenz, das heißt die Giftigkeit der Bakterien allmählich abschwächt. Mitunter ist es jedoch notwendig, die Virulenz zu verstärken; so wurde beispielsweise in Europa die Virulenz von Mäuse- und Rattenbazillen, die zur Vernichtung dieser ebenso häßlichen als mitunter gefährlichen Tiere führen, durch Züchtigung auf Eigelb erhöht. Ich ließ nun die Liebesbazillen der schönen, unglücklichen Frau — denn sie ist noch immer in ihren Mann verliebt — auf einen Tauber impfen und erhielt eine so hochgradige Wirksamkeit des Serums, daß der nun mit diesem Liebesserum behandelte Ehemann bis über die Ohren in seine Frau verliebt ist,

sie vergöttert, sie auf Händen trägt, — kurzum es sind ewige Flitterwochen, die dieses Paar verlebt."

„Wirklich großartig, Herr Kollega, das kann aber noch weiter ausgenützt werden."

„Das will ich meinen. Von einem hiesigen Vermittlungsbureau wurden mir bereits dreimalhunderttausend Dollars geboten, um meine Erfindung in den Dienst der Heiratsvermittlung zu stellen. Denken Sie sich, ein Paar soll verheiratet werden. Alles paßt trefflich zusammen, das Alter, die Statur, die gesellschaftliche Lage und die Vermögensverhältnisse. Ein Umstand hindert die Verbindung. Die jungen Leute gefallen einander nicht. Mit meinem Serum kann ich dieses Hindernis spielend aus der Welt schaffen, sie müssen sich gefallen und werden ebenso glücklich miteinander, als wenn sie sich zufällig verliebt hätten. Das ist auch klar, wenn man das Wesen der Liebe vom Standpunkte meiner Erfindung aus beurteilt. Die Liebe ist eine Infektionskrankheit, verursacht durch Liebesbazillen. Ist es nun nicht gleichgültig, ob diese Bazillen mittels Kuß, Händedruck, Umarmung in den zu erobernden Körper gelangen oder ob ich sie mit einer Impflanzette unter die Haut bringe? Im Grunde genommen ist es das Gleiche. Nicht wahr?"

„Teurer Herr Doktor, es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Jetzt begreife ich auch, warum die Liebe blind ist. Jetzt lerne ich so viel verstehen und milder beurteilen, was mich früher mit Entrüstung erfüllt hat. Die Untreue kommt nicht mehr vor die Schranken des Gerichtes, die bedauernswerten Treulosen werden einfach ins Spital geschafft. Manche Stände scheinen eben für die Infektion besonders empfindlich zu sein. Wieso erklären Sie es nach Ihren Forschungen, daß gerade das Militär auf manche Damen einen so faszinierenden Einfluß ausübt?"

„Das fragen Sie noch, in der Zeit der Lichttherapie, in der Zeit der roten und blauen Heilstrahlen? Das ist, wie der Volksmund es schon betont hat, nur der Einfluß des farbigen Tuches. Die verschiedenen farbigen Kleider locken die Liebesbakterien an und die Träger solcher Kleider sind mit hochvirulenten Bakterien derart überfüllt, daß sie förmlich wie eine radioaktive Substanz permanente Liebesstrahlen in die Umgebung schleudern. Aus ähnlichen Gründen werden ja die Bühnenkünstlerinnen der Mitwelt so gefährlich. Vor einigen Tagen hatte ich erst Gelegenheit, das Füßchen einer Balleteuse zu untersuchen. In einem Kubikmillimeter Blut befanden sich fünf Millionen Liebesbazillen, mit anderen Worten, jedes rote Blutkörperchen, denn ungefähr so viel Blutkörperchen hat ein Kubikmillimeter menschlichen Blutes, war der Träger eines Liebesbazillus, „bacillus cordiformis amoris".

In diesem Momente verkündete ein Glockenschlag das Ende meiner Viertelstunde. Bevor ich noch Zeit hatte, dem großen Entdecker zu danken, hatte mich bereits ein unsichtbar an der Decke befindlicher Fangapparat ergriffen und mit sanfter Gewalt zur Tür hinausgeschleudert.

Der Erste Krankenkongreß.

Er bot gewiß einen seltsamen Anblick, der „Erste internationale Krankenkongreß". Bei der ersten allgemeinen Versammlung konnte der ungeheuere Saal kaum die Hälfte aller Kongreßmitglieder fassen. Der Alterspräsident, ein kleiner, magerer Krüppel, von dem die Sage ging, er habe ein Dutzend seiner behandelnden Ärzte überlebt, brauchte lange, ehe er sich Gehör verschaffen konnte.

„Meine Damen und Herren! Vergessen Sie nicht, daß wir Kranke sind oder es zum mindesten waren. (Bravorufe.) Wollen Sie in den großen Fehler der wissenschaftlichen Kongresse, der Parlamente und Stadtväterstuben verfallen, wo einer den anderen überschreien muß? (Nein, niemals!) Zeigen wir, daß wir Kranken die einzigen Gesunden sind, zeigen wir, daß der Schmerz adelt, bessert, verfeinert. (Bravo! Bravo!) Mein Alter und meine Schwäche hindern mich, diese edelste aller Versammlungen weiter zu leiten. Schreiten wir zur Wahl eines Vorsitzenden."

In musterhafter Ruhe vollzog sich der bedeutungsvolle Wahlakt. Zum Vorsitzenden wurde ein stämmiger, alter Herr gewählt, der bereits Typhus, Cholera, Pest, Malaria usw. und zwei Anfälle von Delirium tremens überstanden hatte und schon achtmal von seinen Ärzten aufgegeben war. Sein Stellvertreter hatte

einen künstlichen Kehlkopf, eine Paraffinnase, drei Jodoform-Knochenplomben, einen Hessingschen Fuß und einen Teil seiner Schädeldecke aus Zelluloid. Ferner sah man im Bureau je einen Augen-, Haut-, Nasen- und Kehlkopfkranken. Die Ohrenkranken hatten ihr Fernbleiben aus begreiflichen Gründen entschuldigt . . . Geisteskranke waren nicht eingeladen worden . . .

Die Eröffnungsrede dauerte zwei Stunden. Wir entnehmen ihr folgende wichtige Tatsachen: Die Kranken aller Länder hatten sich vereinigt und organisiert. Jedes Land sandte gegen hundert Vertreter. Alle Leiden waren berücksichtigt . . . Besonders großen Beifall fanden die Schlußworte: „Immer haben bloß die Ärzte von uns gesprochen, wie von willenlosen Werkzeugen. Heute wollen wir von den Ärzten sprechen. Heute wollen wir unsere Erfahrungen über die verschiedenen Fortschritte der Medizin mitteilen. Man soll nie einseitig bleiben. Zeigen wir der erstaunten Welt die Kehrseite der Medaille. Die Zeit, wo wir die Versuchskaninchen der Wissenschaft abgegeben haben, ist vorüber. Eine neue Aera beginnt. Ihr gilt mein Gruß.“ (Endlose Bravorufe. Einzelne stoßen mit den Krücken auf den Boden, die Gichtkranken lassen ihre sämtlichen Gelenke knacken, was in der Krankensprache schon die höchste Ehrenbezeugung bedeuten soll.)

Das erste Referat „Über den Wert der Lungenheilstätten“ führte ein auffallend dicker, blühend aussehender Hausbesitzer. „Meine Damen und Herren! Gar nichts san s' nütz, die Lungenheilstätten! Schauen S' mi an! I war wie ein Krispinderl und schon von alle Doktors aufgegeben. I war in Görbersdorf, Alland, Lussin, Falkenstein usw. Und was ist das Resultat? Die Tuberkulose haben sie mir freilich geheilt, aber

dick haben sie mich gemacht! Ist die Dicken net a eine Krankheit? Eine viel schlimmere? Wann i heuer nach Marienbad fahren muß, wer is schuld? Nur die Ärzte.“ (Die Ärzte sind an allen Krankheiten schuld! kreischt eine asthmatische Dame als Zwischenruferin. Endlose Bravorufe. Nieder mit der Medizin. Pereat Hippokrates!)

Ein zweiter Redner klagte bitter darüber, daß in den Lungenheilstätten nicht strenge genug individualisiert werde. Er sei gewöhnt, bis 2 Uhr nachts Violine zu spielen und gerade in der letzten Stunde Doppelgriffe in der fünften, sechsten und siebenten Lage zu üben. Diese nie ganz zu bewältigenden Schwierigkeiten ermüdeten ihn und brächten ihm dann den ersehnten Schlaf. Dieses so unschuldige Vergnügen wäre ihm in der Anstalt verboten worden. (Unglaublich! Niederträchtig! Empörend!)

Das zweite Referat betraf das aktuelle Thema „Über den Wert der neuen Heilmethoden und Heilmittel.“ Der Referent führte mit Recht aus, daß das Forschungsgebiet ein so ungeheures wäre, daß es unmöglich sei, auf alle Einzelheiten einzugehen. Er habe nach langjährigem Studium dieser Frage folgende kleine Statistik zusammengestellt:

Es gäbe 2159 neue Heilmethoden (eine davon, die Serumtherapie, umfasse allein 168 verschiedene Sera!), 10560 neue Präparate und 5609 neue Nährmitel.

Wie solle man diese Themen in der kurzen Zeit von einer Woche gründlich durchsprechen? Das sei einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Die Kranken mögen ihre Erfahrungen mit neuen Mitteln und Methoden schriftlich mitteilen. Das große, permanent tagende internationale Krankenbureau werde das gewaltige Material ordnen und dann das sensationelle, neue Sam-

melwerk in dreißig Bänden: „Die Welt des Kranken“ herausgeben. Dagegen schlage er vor, auf das wichtigste Referat des heutigen Tages überzugehen, auf das Thema: „Unsere Stellung zu den Ärzten.“ Vorgemerkt wären 1310 Redner. Es können nur 20 und jeder nur 10 Minuten sprechen. Das Los werde entscheiden.

Als erster glücklicher Referent besteigt ein behäbiger, glatzköpfiger Amerikaner die Tribüne.

„Was sollen wir mit den Ärzten tun? sehr geehrte Damen und Herren! Ich schlage Ihnen ein Verfahren vor, das sich in Amerika großer Popularität erfreut. Der Arzt wird nur dann geduldet, wenn er seine Kranken gesund macht. Stirbt ihm ein Patient, so wird er gelyncht. (Verlegenes Schweigen der Versammlung.) Sehen Sie mich und meine Glatze an. Was habe ich nicht schon dagegen versucht? Wie viele Ärzte habe ich nicht schon konsultiert? Ich habe die ganze Welt bereist, alle möglichen Pomaden, Duschen, Salben, Massagen, Röntgenstrahlen angewendet. Alles war für die Katz'! Die Hälfte meines, allerdings nicht kleinen Vermögens habe ich an die Ärzte bezahlen müssen. Endlich fand ich einen Mann, der mir innerhalb zwei Tagen half. (Unter den zahlreichen Glatzköpfen entsteht eine große Bewegung. Namen nennen! Wo wohnt er? usw.) Dieser Mann war natürlich kein Arzt, sondern ein Friseur. (Setzt unter tosendem Beifalle der Kongreßmitglieder eine tadellos sitzende Perücke auf.) Ich bitte, meinen Antrag, das Lynchsystem einzuführen, zur Abstimmung zu bringen.“

Der Antrag wird mit einigen Stimmen Majorität abgelehnt.

Als Zweiter bestieg der bekannte Vegetarianerhäuptling Krautmagen den Rednerstuhl. Er führte die

Schäden des Fleischessens und des Alkoholismus in breiten Pinselstrichen aus. Er entwarf eine erschrekkende Schilderung vom Niedergange der menschlichen Kultur. Die Rückkehr zur Pflanze solle das Schlagwort der neuen Zeit werden. „Los vom Ochsen! Reuige Rückkehr zu den unschuldigen Kuhprodukten!"

„Wer aber ist an allem Unglücke schuld?" führte er des weiteren aus. „Nur die Ärzte. Ihre Pflicht wäre es gewesen, die Menschheit rechtzeitig auf die Gefahren des Fleischgenusses aufmerksam zu machen. Sie hätten dem großen „Weltgifte Alkohol" (Bravorufe!) seine Giftzähne ausreißen müssen. (Der kühne Vergleich ruft endlosen Jubel hervor!) Was tun sie statt dessen? Mit bösem Beispiele vorangehen. So traurig und unwahrscheinlich es klingt, ich habe gestern einen Arzt in einem Restaurant beobachtet, der zwei (!) Fleischspeisen vertilgt hat und dazu zwei, sage zwei Krügel Bier getrunken hat." (Pfuirufe! Der schüchterne Ruf eines Mitgliedes: „Wie kamen Sie denn in das Restaurant?" geht in dem allgemeinen Lärm gänzlich verloren.) Krautmagen schlägt endlich folgende wichtige Punkte betreffs des Verhältnisses von Kranken zu Ärzten vor:

1. Kein Arzt hat einem Kranken etwas vorzuschreiben.

2. Im Falle die Krankheit eine längere Dauer als drei Tage aufweist, ist der Kranke vom Arzt zu erhalten.

3. Dem Kranken steht es frei, sich von zehn Ärzten zu gleicher Zeit behandeln zu lassen.

4. Die Medikamente zahlt selbstverständlich der Arzt.

5. Das Honorar bestimmt der Kranke nach freiem Ermessen. Ein Honorarzwang besteht nicht.

Sämtliche Punkte finden begeisterten Beifall der Anwesenden. Einzelne Kranke zerreißen im Rausche des kommenden Sieges die letzten, noch nicht bezahlten Honorarnoten ihrer Ärzte.

Nach einigen Minuten erhält ein schon ein Vierteljahrhundert beständig mit Nervenzuckungen behafteter Fabrikant das Referat: „Über Literatur und Krankheit". Erst blickt er unruhig in den dunstigen Saal, zappelt mit Armen und Beinen, schneidet fürchterliche Grimassen, dann bringt er stoßweise hervor: „Literatur und Krankheit! — Welche seltsame Zusammenstellung, werden Sie sagen! — Und doch . . . werfen Sie einen Blick auf die gesamte Weltliteratur! — Was sehen Sie? — Was sehen Sie? — He? — Sie sehen, daß fast alle modernen Werke über Krankheiten handeln, Kranke zu Helden machen. — Schon war die Welt nahe daran, ihre Literatur zu verlieren. — Den Künstlern ging der Stoff aus. — Da verfielen sie auf eine neue Idee, auf eine neue Welt! — Die Welt der Kranken! — Von uns leben sie schon seit Jahrzehnten, von unseren Leiden, von unseren Schmerzen, von unseren Erfahrungen. — Alle! Alle! — Ibsen, Zola, Hauptmann, Tolstoj, wer hat sie groß gemacht? — He? Wer? — Nur die Schilderung irgendeiner Krankheit. — Ist die Welt nicht ganz auf den Kopf gestellt? — Brauchen wir uns das länger gefallen zu lassen? Müssen wir uns krank nennen lassen — im häßlichen Sinne des Krankheitsbegriffes? Nein, die Krankheit ist heute die Regel und die Gesundheit die Ausnahme . . . überall . . . auf allen Gebieten . . . in Politik, Kunst und Leben. — Wozu die Begriffe so weiter führen? Das Wort „krank" muß von heute an das Normale, den Durchschnittszustand des Menschen bedeuten und das Wort „gesund" soll sich mit dem Begriffe des Abnormalen,

des Lächerlichen, des Ungesunden verbinden! — He? . . . Aber unsere Todfeinde, die Ärzte, werden es nicht wollen. — Wie die Kunst und die Künstler leben sie von unserer Krankheit und von den falschen Vorstellungen, sie könnten uns helfen und gesund machen. — Ich hasse diese Apostel der Gesundheit. Schwerkrank wie ich bin, habe ich mich noch nie von einem Arzte berühren, geschweige denn behandeln lassen, obwohl ich es weiß, daß meiner der Tod wartet, wenn ich einen großen Nervenanfall bekomme. — So war es auch bei meinem Vater, dem ich in allen Stücken gleiche. — Ich will aber lieber sterben, als mich von einem Arzte berühren lassen. O diese Bande von Räubern, Mördern, Tagedieben — he . . . he . . . he . . .“

Plötzlich sank der vom Zorn gerötete Mann zusammen und wurde leichenfahl. Wie gelähmt sanken seine mageren Arme herunter, die unruhigen Beine hörten zu zucken auf, sein Atem stockte.

Im großen Saale wurde es still. Dann begannen einzelne schüchterne Rufe, die immer stärker und stärker wurden: „Einen Arzt!“ „Holt einen Arzt!“ „Rasch einen Arzt!“

Schon stand einer am Podium, ein junger, sympathischer Arzt, dem eine eben überstandene Krankheit den Eintritt in die Versammlung verschafft hatte. Rasch bemühte er sich um den Kranken, rieb ihn kräftig, lüftete seine Kleider, machte einige künstliche Atembewegungen und dergleichen Dinge mehr und siehe, das Gesicht des Kranken rötete sich, sein Atem wurde tief und regelmäßig und sein Auge fing wieder zu leuchten an.

Dankbar sah er seinen jungen Retter an. „Ich werde Ihnen das nie vergessen, daß Sie mir das Leben gerettet haben,“ hauchte er selig.

Der glückliche Arzt wurde im Nu von Hunderten Kranken umringt, die stürmisch seine Adresse verlangten und verließ unter brausenden Hochrufen den überfüllten Saal. Seinen Patienten führte er am Arme, um ihn nach Hause zu bringen . . .

— — — — — — — — — — — —

So endete die erste denkwürdige Sitzung des ersten internationalen Krankenkongresses.

Die Heilmaschine.

Eines Tages trifft mich mein Freund Welmington, Besitzer eines Schreibmaschinenbureaus, auf der Straße.

„Wie geht es Ihnen," fragt er mich in fast herablassendem Tone.

„Ich danke," sage ich etwas gereizt durch seine hochmütigen Allüren. „Ich kann nicht klagen. Wenn man bescheiden ist . . ."

Welmington sah mich wieder so merkwürdig von oben bis unten an. „Sie tun mir aufrichtig leid, Sie und alle Ihre Standesgenossen, die Ärzte."

„Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid!" erwiderte ich schon zornig. „Was meine Kollegen betrifft, es geht Ihnen nicht so schlecht, als Sie glauben. Ein jeder ringt heute schwer um seine Existenz. Wenn irgendeiner prosperiert, ist es zufällig der Einfluß einer neuen Erfindung. Die Maschinen ändern unser ganzes Leben. Sie machen über Nacht einen ganzen Stand arm und erhöhen die Einnahmequellen des anderen in ungeahnter Weise. Sehen Sie — und das ist das Gute bei unserem Stande — bis jetzt können uns Maschinen noch keine Konkurrenz machen, Herr Welmington!"

„Das ist zu köstlich!" ruft der Amerikaner aus und beginnt herzlich zu lachen, daß es Minuten dauert, bis er sich beruhigt. „Das ist zu komisch, ha, ha!" Endlich kann er sprechen. „Wissen Sie, lieber Doktor, Sie haben uns Amerikaner doch unterschätzt. Wir sind

der alten Welt zumindest um ein halbes Jahrhundert voraus. Was wir bisher an wunderbaren Erfindungen geleistet haben, ist jedoch gar nichts gegen meine neueste Vertretung, die mir aus Amerika übertragen wurde. Ich sollte Ihnen eigentlich gar nichts darüber verraten, denn es ist ein strenges Geschäftsgeheimnis. Aber wir sind gute Freunde und Sie haben mir schon manches Mal geholfen, wenn ich in Nöten war. Sie sollen der Erste sein, der die neue Maschine besichtigen darf, die den ganzen Ärztestand in kurzer Zeit zugrunde richten wird."

„Sie belieben zu scherzen, Herr Welmington."

„Ich scherze nicht, es ist bitterer Ernst. Erinnern Sie sich an meine kleine Rechenmaschine, die ich Ihnen vor einigen Jahren gezeigt habe? Das Teufelsding ist bereits an der Arbeit. Und glauben Sie mir, es hat hunderte Menschen brotlos gemacht. Wozu sind die Mathematiker noch auf der Welt da? Mit meiner Rechenmaschine kann ein kleiner Junge zehnmal so schnell rechnen als der berühmteste Mathematikprofessor Ihrer ehrwürdigen Universität. Ähnlich wird es auch mit der ‚Heilmaschine' sein, die ich Ihnen sofort demonstrieren werde."

Mittlerweile sind wir vor Wellingtons Maschinengeschäft angelangt, in dessen Auslage verschiedene Schreib-, Rechen-, Koch-, Wasch- und Druckmaschinen zu sehen sind. Durch die große Verkaufshalle führt mich der achtungsvoll begrüßte Chef in sein Privatzimmer, woselbst auf einem massiven Kasten eine plumpe, unförmige, mit zahllosen Hebeln und Rädern versehene Maschine steht.

„Das soll sie sein, die neue Heilmaschine?" sage ich etwas beklommen.

„Ja, das ist sie," antwortet stolz der Amerikaner, „die erste amerikanische Heilmaschine, die nach Europa

gekommen ist. Wollen Sie ihre Wunder kennen lernen?“

„Freilich, ich brenne darnach.“

„Nun, ich bin bereit, sie Ihnen vorzuführen. Sehen Sie hier an der Seite diese kleine Klaviatur. Wenn Sie genauer hinblicken, bemerken Sie, daß da verschiedene Krankheitssymptome auf die einzelnen Knöpfe geschrieben sind. Die erste Reihe repräsentiert die verschiedenen Schmerzen. Sie sind sehr leicht zu merken. Der erste Knopf bedeutet Kopfschmerzen, der zweite Augenschmerzen, dann Nasenschmerzen, Halsschmerzen usw. bis zum letzten Knopfe, der Schmerzen in der Fußsohle bedeutet. In ebenso sinnreicher Weise sind auch die anderen Symptome systematisch hier angebracht. Also machen wir einen Versuch. Nennen Sie mir eine Krankheit, respektive ihre verschiedenen Symptome.“

Ich überlege einen Moment. Dann sage ich: „Gut, prüfen wir Ihre Maschine. Also typen Sie: Kopfschmerz, Niedergeschlagenheit, Brechreiz, Appetitlosigkeit, elender Geschmack im Munde.“

„Das ist alles?“

„Alles!“

Herr Welmington klopft rasch auf einige seiner Typen und in einer Sekunde erscheint in einem Rahmen, der die Aufschrift „Diagnose“ trug, mit roten Lettern das Wort „Katzenjammer!“ Zugleich kommen eine Reihe von Zetteln zum Vorschein, von denen das eine ein Rezept ist, das eine berühmte Spezialität des amerikanischen Großhauses Wilson & Co. enthält — wie ich später erfuhr, ist er Großaktionär der neuen Internationalen Heilmaschinen-Gesellschaft — das andere ein Diätzettel, der verschiedene, sehr praktische hygienische Vorschläge vorgedruckt hat, der dritte jedoch ein far-

biger Reklamezettel eines Delikatessengeschäftes mit der bezeichnenden Inschrift: „Frische Heringe in allen Größen jederzeit vorrätig nur bei Nilvon & Kolkee. Bei Abnahme von je hundert Heringen erhält der Käufer unentgeltlich eine Photographie.“

Ich muß gestehen, daß ich etwas verblüfft war und dem Apparat etwas näher zu Leibe rücken wollte. Ich gebe eine Reihe der kompliziertesten Krankheitssymptome an, berücksichtige die neuesten chemischen und bakteriologischen Forschungen, und siehe da, die Diagnose ist immer richtig, die Behandlung ist die für unsere Zeit gebräuchliche, wobei jedoch mit großem Raffinement die verschiedensten modernen amerikanischen Spezialitäten und Apparate berücksichtigt werden. Als ich sogar, einer momentanen Laune folgend, die Symptome „Weltschmerz, Herzklopfen, unbestimmte Sehnsucht, Reisefieber, Geldsorgen, Schlaflosigkeit, Neigung zum Lesen lyrischer Gedichte“ angebe, erscheint mit der Diagnose „Verliebt“ zugleich die Adresse eines Vermittlungsbureaus, das Verliebten und Nichtverliebten seinen Rat in Liebesangelegenheiten anbietet. Der letzten Worte entsinne ich mich noch, es hieß dort: Auch verfügen wir über ein reich assortiertes Lager von Erbinnen und Adeligen jeder Rangstufe. Tausende Dankschreiben liegen im Bureau unserer Gesellschaft auf.

„Und diese Maschine soll den Ärztestand umbringen?“

„Warum denn nicht, sagte Herr Welmington selbstbewußt. „Ich rate Ihnen, geben sie bei Zeiten Ihren ärztlichen Beruf auf und errichten Sie sich ein Heilmaschinenbureau. Die Idee ist gar nicht so schlecht. Sie werden glänzende Geschäfte machen. Wenn Sie für jede ärztliche Auskunft nur zwanzig Heller verlangen, so können Sie doch bald ein reicher Mann

werden, weil Sie bei allen diesen Unternehmungen, die diese Maschine propagiert, perzentuell beteiligt sind."

Sie werden wohl die Hälfte Ihrer Kollegen zugrunde richten und zu Bettlern machen. Aber es geht ja nicht anders. The struggle of life! Und glauben Sie ja nicht, daß dies der einzige Vorzug der Maschine ist. Sehen Sie, ein Griff an diese Kurbel und der ganze Charakter der Maschine ist verändert. Sie funktioniert jetzt nur homöopathisch. Selbstverständlich sind die homöopathischen Präparate auch von einem Aktionär. Ein weiterer Griff und Sie haben das reine Naturheilverfahren, wobei natürlich nur Anstalten empfohlen werden, die mit dem Gelde unserer Aktiengesellschaft gebaut wurden. Für jeden Geschmack ist vorgesehen. Dabei ist die Maschine auch eine wirliche Heilmaschine. Sie elektrisiert, magnetisiert, erzeugt alle möglichen Lichtarten. Diese beiden hervorspringenden Kolben dienen der Vibrationsmassage, so daß der Patient für weitere zwanzig Heller auch gleich an Ort und Stelle behandelt sein kann. Bedenken Sie diese Erleichterung für die Krankenkassen. In Amerika sind die Ärzte bei den Kassen längst abgeschafft worden. Jede Krankenkasse hat eine Heilmaschine, die von einem Fräulein bedient wird."

„Lieber Herr Welmington, das ist für Europa nichts Neues. Unsere Ärzte sind bei den Krankenkassen auch nichts anderes als Heilmaschinen; auch sie machen die Visite für zwanzig Heller, auch sie müssen in ihrer Ordination in einer Stunde sechzig Kranke ‚bedienen'. Auch sie fertigen fast automatisch ihre Rezepte aus, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie sich dabei zugrunde richten, ihre Gesundheit opfern und arme Teufel bleiben. Die werden noch immer billiger sein, wenigstens bei uns in Österreich, als Ihre Heilmaschine, die ja — ich will es nicht ab-

streiten — bei der Torheit unserer Welt eine große Zukunft hat."

„Wollen Sie also die Vertretung übernehmen?" meinte Herr Welmington bereit, mir seiner Ansicht nach einen großen Dienst zu erweisen.

„Nein, ich danke sehr, ich will es lieber mit der alten Methode weiterhalten. Sie wissen, ich bin etwas konservativ."

Herr Welmington kommt mir etwas verstimmt vor, als ich ihm zum Abschied die Hand reiche; einen Moment lang überlegt er unschlüssig und sagt dann plötzlich: „Treffe ich Sie heute in Ihrer Ordination? Ich habe wieder meine alten Schmerzen."

„Behüte der Himmel, daß ich Sie Ihrer Heilmaschine abspenstig mache."

„Unter uns gesagt," flüsterte Herr Welmington ganz leise, „ich komme doch lieber zu Ihnen, ich habe zu dem verdächtigen Kerl, dem kleinen, buckligen, amerikanischen Arzt, der in der Maschine drin sitzt, gar kein Vertrauen. Schließlich, was kann ein Arzt wert sein, der für zwanzig Dollars die Woche täglich zehn Stunden in einem so elenden Gefängnis sitzt?"

Die Regenkur.

War das ein verregneter Sommer! Und gerade ich gehörte heuer zu jenen Auserwählten, die das Bedürfnis nach Ruhe und das brennende Verlangen nach Sonnenschein ins Salzkammergut getrieben haben. Ich teilte mein Mißgeschick mit unzähligen Gesinnungsgenossen. Jeden Morgen sah ich bangend und hoffend zum Himmel hinauf und immer erblickte ich nichts als Wolken in verschiedenen Schattierungen. Ein kalter Wind mahnte mich immerwährend daran, daß ich daheim einen warmen Winterrock gelassen hatte, erinnerte mich an mein Kaffeehaus, an meine Lieblingsbücher und an meinen Lieblingshund; und über meine Bergschuhe zog sich ein dichter Überzug von grünlichem Schimmel. Mein einziger Trost war die wasserdichte Regenhaut, mit der ich mich in einer Stunde blitzartiger Erkenntnis und dunkler Sehergabe ausgerüstet hatte. So bewaffnet, stapfte ich durch den Regen und dachte tagelang über das Problem nach, einen wasserdichten Schuh zu konstruieren, der wirklich wasserdicht wäre. Andre Gedanken fanden in meinem Gehirn keinen geeigneten Nährboden. Mein einziges, etwas boshaftes Vergnügen bestand darin, Wetterberichte aus anderen Ländern zu lesen, wo es noch ärger zuging. Hochwässer, Überschwemmungen, Wolkenbrüche fanden bei mir kein Mitgefühl, sondern weckten im Gegenteil eine Art boshafter Schadenfreude. Ferner tröstete ich mich bei dem Anblick jener Unglücklichen, die das gleiche Los mit mir teilten. Nie im

Leben habe ich so viele Kapuzen und Wetterkragen, eine solch stattliche Auswahl wasserdichter Umhüllungen beisammen gesehen als in diesem Sommer.

Um so auffallender war es mir, daß unter den vielen Menschen, die über das Wetter schimpften und verdrießlich durch die Kotlachen patschten, hie und da Gesichter auftauchten, die förmlich von Wonne strahlten und mit einem gewissen vergnüglichen Behagen durch die feuchte Atmosphäre trotteten. Noch erstaunter war ich, als ich bemerkte, daß sich das Gesicht eines dieser feuchtfröhlichen Menschen plötzlich verfinsterte, da eine Sekunde lang die Sonne aus den Wolken brach. Er blickte verdrießlich zum Himmel hinauf, schüttelte den Kopf und zeigte sein gutmütiges Lächeln erst wieder, als diese kurze Sonnenepisode von einem melancholischen Regenguß abgelöst wurde.

Dieses Benehmen konnte ich mir nicht erklären. Rasch entschlossen eilte ich auf den Menschen zu, den ich für den Erfinder eines neuartigen, wasserdichten Schuhwerks hielt oder zumindest für einen Regenschirm- oder Wetterlodenfabrikanten, wobei es mir auffallend war, daß es mehrere solche kuriose Gesellen im Orte gab. (Sollte hier vielleicht der Verein der „Wasserdichten" seine Zentrale aufgeschlagen haben?) Ich eilte also auf ihn zu und ersuchte ihn, mir dieses Phänomen zu erklären. „Das ist sehr einfach," antwortete mir der Angesprochene zuvorkommend. „Ich mache eine ‚Regenkur' durch, und jeder Sonnentag ist für mich ein verlorener Tag."

„Auf wessen Anordnung?"

„Ja, haben Sie noch nichts von Dr. Sturmflut gehört, der heuer hier sein erstes internationales Regensanatorium errichtet hat?"

„Wo wohnt der Mann?" fragte ich entschlossen. „Wo soll er wohnen?" antwortete der Wasserdichte

mit einer Frage, die in mir den Zweifel weckte, ob er auch in seiner Jugend das nötige Quantum Wasser zur Ebnung des Lebensweges erhalten hatte. „Also wo soll er wohnen?“ wiederholte er. „In der Regengasse.“

Davon hören und zu Dr. Sturmflut eilen war das Werk einiger Sekunden. Schon stand ich vor dem merkwürdig niedrigen Gebäude, über dessen Portal sich eine wahre Flut von Dachwässern ergoß, die durch ein sinnreiches System so geordnet waren, daß jeder Eintretende gleich pudelnaß werden mußte. „Dr. Sturmfluts erstes modernes, ultrahygienisches Regensanatorium“ stand darauf in verwaschenen Lettern. Ich rettete mich rasch in den Vorsaal und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß das Dach schadhaft sein mußte, denn es regnete, allerdings mit geringerer Intensität, auch im Vorzimmer; es tropfte an allen Wänden, die in sehr geistreicher Weise mit verschiedenen Tropfsteingebilden geschmückt waren, so daß man sich in die Adelsberger Grotte versetzt wähnen konnte. Ich wurde rasch vorgelassen und traf Dr. Sturmflut, der mir sehr bekannt vorkam, gerade am Schreibtisch sitzend, die Beine in einem Wasserschaff und den Kopf unter einer Brause, an seinem neuen großen Buche — „Die Entdeckung des Wassers im 20. Jahrhundert“ arbeitend. Ich bat um die Erlaubnis, den Regenschirm aufmachen zu dürfen, was mir Dr. Sturmflut gnädigst gestattete, wobei er mich mit einem mitleidsvollen, unsagbar ironischen Blick betrachtete. „Diese Unarten werden Sie sich bald abgewöhnen müssen, wenn Sie mein Patient werden wollen. Der Regenschirm ist auch eine jener teuflischen Erfindungen der modernen Zeit, wie die Galoschen und wasserdichten Mäntel, die dazu bestimmt sind, die Menschheit auszutrocknen und zu degenerieren. Gerade schreibe ich die letzten Zeilen an

meinem Buche, das, wie ich hoffe, eine Revolution unserer Anschauungen auf diesem Gebiete hervorrufen wird."

Ich bat Dr. Sturmflut mir einige Aufklärungen über sein neues System zu geben, wozu er sofort bereit war. Er stieg würdevoll aus dem Fußbad, stellte die Brause ab und sagte: „Ich kenne Ihren Einwand im vorhinein. Sie werden sagen Mode, nichts als Mode. Bis jetzt ist die Sonne in Mode gewesen, alles zog nach dem Süden, briet und röstete sich; nun kommt ein findiger Kopf und versucht es mit dem Gegenteil. Ich sage Ihnen, wenn meine Regenkur Mode werden wird, woran ich nicht zweifle, so ist es nicht das Neue, das sich durchsetzt sondern das Bessere, das das Schlechtere verdrängt. Glauben Sie mir," rief er mit Emphase, „die Menschheit ist im Begriff zu vertrocknen. Sehen Sie einmal hier diese Frucht" — er zeigte mir eine gedörrte kalifornische Feige — „ich lege sie jetzt ins Wasser, und was bemerken Sie? Die verschrumpfte, verrunzelte, ungenießbare, zähe, mißgestaltete, verkümmerte Frucht schwillt auf, sie bekommt Form, Farbe, Geschmack und Leben. Blicken Sie in dieses Mikroskop zur Rechten. Was liegt dort? Ein Haufe scheintoter, zeugungsunfähiger Infusorien. Lassen Sie mich nur einen Tropfen Wasser auf die mikroskopische Platte legen. So, jetzt blicken Sie noch einmal hin. Sie bemerken . . ."

„Ich bemerke, daß die Mikroorganismen lebendig werden, Fortsätze ausstrecken, daß sie sich lebhaft bewegen und pfeilschnell hin und herschießen."

„Bemerken Sie das?" schrie erregt Dr. Sturmflut. „Und bildet sich nicht sofort ein Kurzschluß in Ihrem Gehirn? Auch du bist solch eine getrocknete Frucht, eine solch lebensunfähige Zelle! Marsch ins

Wasser, daß du zu feuchtfröhlichem Leben erwachen und gesunden kannst. Mein Heilprinzip," fuhr er fort, „beruht darauf, die Menschen an das Wasser zu gewöhnen! Wie lächerlich waren die bisherigen Bestrebungen der Wasserheilkünstler. Für einige flüchtige Minuten setzte man den Kranken ins Bad, dann dann rieb man ihm ängstlich jeden Tropfen Wasser vom Leib und zog ihm warme Kleider an. Meine Forschungen haben mir einen andern Weg gewiesen. Nur das Wasser kann den Menschen heilen. Sehen Sie, nach einem jeden Regen ist die Luft frisch und gereinigt. Nicht wahr, Sie könnten nicht mehrere Tage ein ungewaschenes Hemd tragen? Aber in einer ungewaschenen Luft leben Sie wochenlang und denken gar nicht daran, welche Verunreinigungen diese Luft enthält. Der Regen ist die von der Natur besorgte biologische Reinigung der Luft. Wenn die Menschen nicht so töricht wären, so würden sie sich endlose Regentage wünschen. Warum hat denn der Pfarrer Kneipp so große Erfolge erzielt? Weil er es gewagt hat, die Menschen auf nassen Wiesen herumgehen zu lassen. Bei meiner Regenkur muß der ganze Mensch naß sein. Ich habe dieses stille Tal deshalb gewählt, weil es die meisten Regentage hat, und ich danke der gütigen Vorsehung, daß sie mir im Jahre meiner Eröffnung so hilfreich entgegengekommen ist."

„Verkühlen sich denn Ihre Patienten nicht? Gibt es in Ihrer Anstalt keinen Schnupfen, kein rheumatisches Reißen? Kein gichtisches Zucken?"

„Sie sprechen ja wie die gedankenlose Menge. Nur der wasserscheue Mensch kennt diese Krankheiten. Bisher sprach man von Abhärtung. Aber gerade abgehärtete Menschen wollen wir gar nicht erziehen, wir wollen sie verweichlicht haben, jedoch im neuen Sinne, im Regensinne, aufgeweicht, feucht. Woher

sollen die Mikroorganismen kommen, wenn die Luft so gründlich gewaschen ist? Nun sehen Sie, meine Kranken tragen die von mir erfundenen porösen Schuhe, welche an allen Ecken und Enden dem Wasser reichlich Zutritt lassen. Sie kennen den Regenschirm nicht. Auch die Hüte und Kleider sind derart ausgeführt, daß das Wasser ungehindert zum Körper gelangen kann. Für den Fall der Sonnentage haben wir eine große Halle, in der ein künstlicher Regen erzeugt wird, in welcher die mir anvertrauten Menschen sich einige Stunden herumbewegen müssen."

„Und Ihre Erfolge, Herr Doktor?"

„Einfach großartig! Ich sage Ihnen, wochenlang vorher sind die Plätze meiner Anstalt besetzt, und ein jeder Patient, der mein Regensanatorium verläßt, ist so begeistert, daß er mir sofort einige neue zusendet."

Ich war derart erstaunt über diese Mitteilungen, daß ich Herrn Dr. Sturmflut bat, mir die näheren Einrichtungen der Anstalt zu zeigen. Auch wollte ich gern einige seiner Klienten kennen lernen. Doktor Sturmflut war sofort bereit, zeigte mir die verschiedenen Zimmer, in denen sich sehr sinnreich konstruierte Wasserbetten befanden; er führte mich in den Spielsalon, wo einige Herren unter einer Regendusche mit Kautschukkarten fröhlich dem Tarockspiel huldigten, wobei es so eingerichtet war, daß der Dreier nicht mit Worten gespritzt wurde. Das Ereignis wurde so zum Ausdruck gebracht, daß der Spritzende einen neben ihm befindlichen Duschapparat auf das Gesicht des kontrierten Gegners richtete. Spritzte dieser zurück, so galt das natürlich als Retourspritzer, während der „Sub" mit einem kneippischen Oberguß markiert wurde. Auch das neue Wasserbillard interessierte mich höchlichst. Die

Klienten sahen dabei alle so frisch und munter aus, daß ich sie wirklich um ihre eisenfeste Gesundheit und das blühende Exterieur beneidete.

„Wenn ich das früher gewußt hätte, lieber Dr. Sturmflut,“ sagte ich zaghaft, „so hätte ich mich ja die ganze Zeit nicht über die Regentage geärgert. Ich wäre einfach in Ihr Sanatorium eingetreten mit dem Bewußtsein, daß der Regen im Interesse meiner Gesundheit ein notwendiges Requisit der Natur darstellt.“

In diesem Moment verfinsterte sich das Gesicht aller Anwesenden. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben leuchtete der blaue Himmel, und die Sonne sandte siegreich ihre ersten brennenden Strahlen auf das Regensanatorium.

Dr. Sturmfluts Antlitz verfinsterte sich auch. „Da muß ich gleich nach dem Rechten sehen;“ sagte er und stieg auf seinem Aeroplan hoch in die Luft. Ich ihm nach, ohne daß er es bemerkte. Nach einer halben Stunde landete er jenseits des Passes vor einem sonnig gelegenen, reizend geschmückten Hause, auf dem zu lesen war: „Sanatorium zur Sonne.“ Sofort bemerkte ich den ungeheuren Schwindel.

„Dr. Sturmflut!“ schrie ich, „Sie sind der abgefeimteste Spitzbube, den unser Jahrhundert gesehen hat. Sie arbeiten ja in zwei Lagern. Während der Regentage predigen Sie den Regen, an den Sonnentagen sind Sie Besitzer des Sanatoriums zur Sonne. Ich erkenne Sie jetzt, denn ich habe mich einmal vier Wochen von Ihnen in Ihren Sonnenbädern rösten und braun färben lassen. Ich werde Ihr schamloses Treiben . . .,“ ich konnte nicht weiter sprechen. Sturmflut stürzte sich auf mich und wollte mich aus der Höhe des vierzehnten Stockes, wo unsre Aeroplane gelandet waren, zu Boden stürzen. Ein furchtbares

Ringen begann, da verlor ich den Halt, sauste in die Tiefe und wachte auf. . . . An der Türe hämmerte es laut: „Aufstehen! Der erste schöne Tag! Heute steigen wir auf."

So endete mein abwechslungsreicher Traum vom Regensanatorium. Wer weiß, ob sich nicht aus dem Traume eine Tat entwickelt. Auch in der Medizin ist manchmal das Originelle Trumpf. An Narren, die den neuesten Unsinn mitmachen, gab es niemals einen Mangel.

Das soziale Serum.

Protektion vermag alles, sagen die Leute. Monatelang hatte ich mich bemüht, in das Laboratorium des berühmten Bakteriologen Dr. Warenikow Eingang zu finden, um meine Leser über seine neuesten, sensationellen Entdeckungen informieren zu können. Jedesmal wenn ich meine Visitkarte hineinschickte, erhielt ich von dem reichlivrierten Diener die Antwort: Der Herr Professor könne mich nicht empfangen, er dürfe jetzt absolut nicht gestört werden, da er gerade im Begriffe sei, eine wichtige Arbeit zu vollenden. — Die besten Empfehlungsbriefe meiner Freunde und verschiedener angesehener Gelehrten halfen gar nichts. Und doch heißt es, daß Protektion alles vermag! Der Satz mußte entschieden falsch sein, denn mir hatte die schönste Protektion nichts geholfen. Einige Wochen verbrachte ich damit, darüber nachzudenken, ob ich nicht eine alles bisherige umstürzende Broschüre „Das Ende der Protektionswirtschaft" veröffentlichen und auf den Herrn Professor Warenikow verzichten sollte, als mir plötzlich eine geniale Idee kam. Habe ich auch alle Quellen der Protektion erschöpft? Gibt es nicht einen Menschen, an dessen Protektion ich vergessen hatte?

Richtig, da saß der Haken! Mir war es gegangen wie dem Schildbürger, der sich selber zu zählen vergessen hatte. Ich hatte schon so viele fremde Leute

protegiert, daß ich einmal ausnahmsweise beschloß, mich selber zu protegieren. Ich schrieb also an den unnahbaren Bakteriologen, ich hätte einen armen Patienten, der von einer eigentümlichen Krankheit befallen sei: Er leide an Weltschmerz, hasse und meide alle Menschen. Selbiger Kranke sei eben im Begriffe einen Selbstmord auszuführen. Da ich gehört hätte, der Professor hätte irgendein Mittel gegen solche Gesellschaftsfeinde erfunden, so nähme ich mir die Freiheit, im Interesse der Humanität zu ersuchen, ein kostbares Menschenleben zu retten. Nach vierundzwanzig Stunden erhielt ich eine Depesche mit dem lakonischen Inhalte: „Sendet Menschenfeind; Heilung in sechs Stunden zugesichert. Warenikow."

Ich beschloß mich zuerst als Menschenfeind entsprechend zu kostümieren, weil ich selber selbstverständlich in der Maske meines Patienten in das Allerheiligste des Bakteriologen eindringen wollte. Ich kleidete mich vom Kopf bis zum Fuß in Schwarz, legte meine Stirne in ernste Falten, fuhr mit meinen Fingern solange durch die Harre, bis sie mir zu Berge standen, nahm in die rechte Tasche einen Band Lenau, in die linke einen Schopenhauer; unterm Arm trug ich das dickleibige Werk Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter". Auf meine entsprechend schmutzigen Manschetten schrieb ich die mir aus meiner Studentenzeit wohlbekannten Verse: „Menschen, Menschen, falsche, heuchlerische Krokodilenbrut."

So ausgerüstet begab ich mich zitternden Herzens zu Dr. Warenikow und übergab ihm meinen Empfehlungsbrief. Der große Pfadfinder der Bakteriologie empfing mich in seinem Laboratorium. Ich hatte mir das ganz anders vorgestellt. Es war eigentlich nichts Besonderes zu sehen, als eine große Menge von Glasröhrchen, die mit Watte verstopft waren, und

eine fast unzählige Menge mit einer klaren Flüssigkeit gefüllte Tuben. Mit einem durchdringenden Blick sah mich der hagere, schneeweiße Forscher an.

„Sie sind ein Menschenfeind?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Professor.“

„Sie wollen sich das Leben nehmen?“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Was wissen Sie mir über Ihre sozialen Instinkte zu sagen?“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor . . .“

„Nun ja, ich sollte mich klarer ausdrücken. Antworten Sie mir nur auf meine Fragen. Haben Sie irgendeine politische Gesinnung betätigt, sind Sie vielleicht Sozialdemokrat?“

„Nein, Herr Professor. Ich habe nie das Bedürfnis gehabt, mich für Politik zu interessieren.“

„Wie oft waren Sie verliebt? Haben Sie viele Freunde gehabt, sind Sie Mitglied mehrerer Vereine?“

„Hier wurde mir das Lügen schwer. Ich war nämlich in meinem Leben unzähligemal verliebt gewesen, meine ganze Umgebung steht zu mir im Freundschaftsverhältnis und die Hälfte meines Einkommens geht in verschiedenen Vereinen verloren. Nichtsdestoweniger sagte ich mit der mir angeborenen Frechheit, um die Rolle zu Ende zu spielen: „Ich bin nie verliebt gewesen, habe keinen Freund, hasse die Vereinsmeierei.“

„Das trifft sich herrlich!“ sagte der Professor. „Ich lechze schon längst danach, an einem solchen Menschen mein hochwertiges soziales Serum zu versuchen. Eine einzige Injektion — und Sie sind geheilt und gerettet.“

Schon ergriff der Professor eine kleine Spritze, die mit einer feinen Nadel versehen war, warf sie ins

kochende Wasser, um sie zu sterilisieren, und forderte mich auf, meinen linken Arm zu entblößen.

Ich wollte jedoch nur Näheres über das Wesen des sozialen Serums erfahren und mich dann unter irgendeinem Vorwande drücken. Ich machte dem Professor begreiflich, daß ich eine solche Injektion mir nie würde geben lassen, wenn ich nicht genau wüßte, auf welchem Prinzip diese neue Heilmethode beruhte. Der Professor weigerte sich entschieden. Es wäre unter seiner Würde, sich mit einem Patienten in wissenschaftliche Dispute einzulassen. Dabei bemerkte ich, daß er darnach brannte, sein Serum an mir zu versuchen. Ich bestand auf meinem Wunsch mit solcher Hartnäckigkeit, daß er schließlich nachgab und mir einen kleinen Vortrag hielt.

„Soviel werden Sie wissen," führte er aus, „daß es soziale Tiere und antisoziale Tiere gibt, nicht wahr? Die einen leben in Rudeln, in Gruppen, die anderen in stolzer Einsamkeit. Was lag nun näher als der Schluß, daß diese sozialen Instinkte auf einer sonderbaren Beschaffenheit des Blutes beruhen müssen? Sie werden ja schon von der biologischen Reaktion gehört haben. Artverwandte Sera miteinander gemischt, ergeben einen Niederschlag. Auf diese Weise konnte ich feststellen, daß die sozialen Instinkte beim Menschen und bei den Tieren auf dieselbe Ursache zurückzuführen sind, auf eine Infektion mit dem ‚Bacillus communis socialis'. Ein Beispiel: Das Blut eines berühmten Vereinsmeiers ergab, gemischt mit dem Blute eines Schafes, eine positive biologische Reaktion. Alles wurde mir mit einemmal klar. Gewisse große soziale Bewegungen, was waren sie anderes, als eine Kontaktinfektion mit dem Bacillus socialis communis? Es gelang mir, diesen Bazillus auf der Nährgelatine zu züchten und ein entsprechendes Serum zu fabrizieren.

Ich habe mit Hilfe dieses Serums einen Löwen des zoologischen Gartens so lammfromm gemacht, daß er strenger Vegetarier wurde und sich nur von Heu und Kräutern nähren lassen will. Ich habe einen berüchtigten Antisemitenhäuptling durch zwei Injektionen so verwandelt, daß er jetzt täglich im Café Abeles mit zwei Juden eine Tarockpartie spielt. Ich habe einen Sozialdemokraten dazu gebracht, Obmann eines Veteranenvereines zu werden, und ich werde ohne Zweifel mit einer einzigen Injektion Ihr Wesen vollkommen verwandeln. Hier sehen Sie ein aus Turteltaubenblut gewonnenes Serum, dessen Bazillus die Wanderung über mehrere der sozialsten Tiere genommen hat. Hier in dem Mikroskop können Sie ihn in Lebensgröße erblicken."

Ich beugte mich über das Mikroskop, aber, o weh, im selben Moment verspürte ich einen leisen Stich in meinem entblößten Arm. Professor Warenikow hatte mir, ohne mich zu fragen, eine Injektion gegeben.

Ich war entsetzt. Das hatte mir noch gefehlt! Eines tröstete mich. Der Gedanke, daß ich sicherlich nichts von der Wirkung dieses Serums verspüren werde; daß das soziale Serum eine nutzlose Spielerei eines phantastischen Bakteriologen sei. Ich empfahl mich daher rasch von dem Professor (wie ich zu meinem Erstaunen bemerkte, mit sehr großer Zärtlichkeit) und versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen.

Das tat ich auch getreulich. Aber was hatte ich nun in diesen vierundzwanzig Stunden erlebt! Kaum war ich auf die Straße getreten, so fühlte ich verwundert, daß es mir so warm ums Herz wurde, als wäre ich verliebt und hätte soeben von meiner Liebsten den ersten Kuß bekommen. Alles erschien mir schöner, rosiger, farbenprächtiger. Ein kleiner Junge kam des Weges und fragte mich, wie spät es wäre. Ich war so

gerührt über diese Frage, daß ich ihn zweimal küßte und noch mit zwei Kronen beschenkte. Vor einem Dienstmann, der mich grüßte, machte ich eine tiefe Verbeugung, erkundigte mich ehrfurchtsvoll nach seinem Befinden und bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn jemals für meine niedrigen Dienste mißbraucht hatte. Allein wie ging's mir erst, als ich die erste Dame sah! Ihr nachgehen, sie ansprechen und um ihre Hand anhalten, war das Werk einer Minute. Bis ich zu meiner Wohnung kam, hatte ich zirka zwanzig Damen Liebesanträge gemacht; zehn ließen sich meine Visitkarte geben, fünf erklärten mich für verrückt und fünf riefen nach einem Schutzmann. Wie ich unbehelligt nach Hause kam, ist mir heute noch ein Rätsel. Schließlich war ich auf der Stiege, die zu meiner Wohnung führte. Meinem alten Briefträger, der mir die eben angelangte Post überreichte, küßte ich demutsvoll die Hand und dankte ihm für all seine Güte. Meine Frau war offenbar mit der Wirkung des Serums am zufriedensten. Sie konnte sich meine ungestüme Zärtlichkeit nicht erklären und rief einmal über das anderemal aus: „Serenus, du mußt etwas auf dem Gewissen haben, sonst wärest du nicht so lieb mit mir!" Mit Tränen der Rührung setzte ich mich an den Schreibtisch und ergriff meinen Amtskalender. Ich bemerkte, daß ich von den in Wien befindlichen sechstausend Vereinen bloß fünfundvierzig angehörte. Ich begann mich brieflich bei allen anderen Vereinen als Mitglied anzumelden. Jedesmal, wenn zehn Briefe geschrieben waren, gab ich sie meiner Frau mit der Bitte, sie in den Postkasten werfen zu lassen. „Es ist dringend, mein süßer, einziger, teurer, vielgeliebter, angebeteter Schatz, Du herziges, unvergleichliches Zuckertäubchen, du süßes Mutzi, Schutzi, Kutzi, Du . . ."

Einige hundert Briefe muß sie so befördert haben.

Professor Warenikow, der sich mir als Obmann des „Vereines seuchenfester Bakteriologen“ vorgestellt hatte. Da wachte ich auf und sofort fiel mir der Professor ein und ich verstand, was mit mir vorgegangen war. Zuerst ließ ich meine Frau rufen und beruhigte sie über mein geistiges Befinden. Sie möge die Wärter nur ruhig heimschicken, es wäre alles nur ein journalistisches Experiment gewesen. Dann ließ ich mir meinen Advokaten kommen, der die verschiedenen eingeleiteten Eheverhandlungen und Vereinsspenden rückgängig machen sollte. (Von den angesprochenen Damen waren verschiedene Lebenszeichen eingetroffen. Merkwürdigerweise hatten selbst diejenigen, die erregt um einen Wachmann gerufen und trotzdem die Visitkarte entgegengenommen hatten, sich die Sache überlegt und als die ersten ihre Bereitwilligkeit zur näheren Verhandlung kundgegeben. Von den zehn anderen waren sogar Blumensträuße, Gedichte, gestickte Hosenträger und Pantoffel eingelaufen.)

Ich sperrte mich in ein verdunkeltes Zimmer und wartete dort so lange, bis die Sprechstunde des Professors Warenikow herangerückt war.

Zu dem begab ich mich dann und klagte ihm mein Leid. Ich beichtete die Wahrheit und bat ihn, mich von den fürchterlichen Wirkungen des sozialen Serums zu befreien. Lieber möge er mir eine größere Dosis des antisozialen Serums einimpfen, das sei entschieden viel weniger gefährlich und kostspielig.

Professor Warenikow war so begeistert von der herrlichen Wirkung seines Serums, daß er erst von einer antisozialen Immunisierung gar nichts wissen wollte; schließlich ließ er sich dazu bewegen und machte mich durch eine entsprechende Dosis Antitoxin zu einem normalen Menschen.

Glücklicherweise waren die Kosten des Experiments nicht so groß, als ich anfangs gefürchtet hatte. Es ließ sich alles in Güte schlichten.

Ganz unerklärlich ist mir das Benehmen meiner Frau. Sie, die sie doch so schwer unter den Wirkungen des sozialen Serums gelitten hatte, sagte mir neulich, als ich infolge Übermüdung etwas mißgestimmt und übellaunig war: „Ganz im Ernst, lieber Serenus, ich denke die ganze Zeit darüber nach, ob du es nicht noch einmal mit dem sozialen Serum versuchen solltest. Eventuell mit einer kleineren Dosis. In gewisser Hinsicht war seine Wirkung für dich entschieden sehr heilsam, denn Zärtlichkeit ist sonst nie deine starke Seite gewesen! . . .“

Bazillen des Tratsches.

„Sie glauben es nicht?" schrie in erregtem Tone der Professor der Bakteriologie Franz Xaver Altmayer. „Sehen Sie nur in das Mikroskop hinein! — Bitte, genieren Sie sich nicht. Was sehen Sie dort? Ha — was sehen Sie dort?"

„Ich sehe," erwiderte ich, etwas unsicher gemacht durch seine hartnäckig wiederholte Versicherung, „ich sehe kleine Stäbchen, hellblau gefärbt, auf einem weißen, durchsichtigen Grunde."

„Sehr richtig; das, was Sie sehen, sind die ‚Bazillen des Tratsches', von mir entdeckt, von mir rein gezüchtet und von mir überimpft."

„Das ist nicht möglich, Herr Professor. Wissen Sie, ich glaube an die Wissenschaft wie kein zweiter Arzt. Aber Bazillen des . . . Tratsches?! Wie soll ich mir das erklären? Ist das Plaudern eine Infektionskrankheit, etwa wie die Genickstarre oder der Scharlach? Ist die Infektion mit diesen Bazillen am Ende tödlich?"

„Spotten Sie nicht, lieber Herr Kollege," sagte der Professor etwas gekränkt. „Spotten Sie nicht! Diese Bazillen haben mehr Menschenleben auf dem Gewissen, als Sie es ahnen können. Haben Sie noch nie etwas von den Opfern der Klatschsucht gehört? Hat die Verleumdung, die Ehrabschneiderei, die böse Nachrede noch keinen Menschen in den Tod getrieben? — Na also, sehen Sie, nur nicht vorschnell ur-

teilen . . . Also das sind die Bazillen der Klatschsucht in ihren verschiedenen Virulenzgraden. Hier sehen Sie eine ganz abgeschwächte Form: das sind einfache Plauderbakterien, die das harmlose Plauschen verursachen; dort, diese großen, ungeschlachten Gesellen, hochvirulente Mikroorganismen, die Bakterien der gemeinen wissentlichen Verleumdung. Und Sie glauben es noch immer nicht? Warum denn? Haben Sie sich schon einmal darüber Rechenschaft gegeben, warum das Plaudern so ansteckend ist? Die Antwort ist ja so naheliegend: Weil es eine Infektion ist! . . . Haben Sie noch nie davon gehört, daß e i n Lästermaul ein ganzes Stadtviertel infizieren kann? Wieso verbreiten sich die verschiedenen Gerüchte so rasch, wenn nicht durch die geheimnisvolle Kraft der Kontagiosität?"

Ich war endlich überzeugt und gab dieser meiner Überzeugung beredten Ausdruck. Ich wollte nur eines wissen: wieso der Professor Altmayer zu dieser sensationellen Entdeckung gekommen sei.

„Wie ich dazu gekommen bin? Auf die einfachste Weise der Welt. Die häusliche Not hat mich dazu gebracht. Seit einigen Jahren litten wir fürchterlich unter der Dienstbotenmisere. Kaum kam ein Mädchen ins Haus, und war es das bravste und bescheidenste, so wurde es nach ein paar Tagen frech und unausstehlich, um uns nach ein paar weiteren Tagen die Kündigung an den Kopf zu werfen. Wir forschten lange und konnten keine andere Ursache finden, als daß irgend jemand im Hause das Mädchen ‚abreden' müsse. ‚Wie sie ins Haus kommen', rief meine Frau, ‚ist es, als ob sie von der Tratschatmosphäre infiziert würden!' Wie ein Blitz kam mir da die Erleuchtung. Ich untersuchte das freche Stubenmädchen, das uns ebengesagt hatte: In so einem Hause bleibe sie nicht länger, sie werde ihre vierzehn Tage machen. Kurz

und gut, ich untersuchte das Mädchen bakteriologisch. Auf ihrer Zunge fand ich das erstemal meinen Tratschbazillus (bazillus calumniaris feminalis Altmayeri). Eine Untersuchung meines Hauses ergab gar keine Anhaltspunkte für eine Infektion im Hause. Endlich kam ich auf die Idee, den Mundspeichel unserer Hausbesorgerin bakteriologisch zu untersuchen. Richtig! Sie war die Infektionsquelle. Eine solche falsche Person! Wissen Sie, warum sie das getan hat? Weil sie uns in den dienstbotenlosen Tagen immer aushelfen mußte und dafür entsprechend honoriert wurde. O — ich habe ihr gehörig meine Meinung gesagt. Die wird das nicht so bald vergessen."

„Das ist ja noch schlechter," erlaubte ich mir einzuwenden. „Sie wird jetzt die Diestboten im geheimen noch mehr aufhetzen. Das ist eine ganz falsche Taktik."

„Ah, lieber Herr Kollega, Sie rechnen ja nicht mit den Fortschritten der Wissenschaft, mit den großartigen Errungenschaften der Bakteriologie. Ich habe sofort eine Kuh mit diesem Bakterium infiziert; sie hat diese Infektion glänzend überstanden. Sie war immun gegen Tratsch. Sie mußte mir nun das Serum liefern, das ich benötigte, um meine Dienstboten zu immunisieren. Ich sage Ihnen, die Wirkung war einfach fabelhaft. Denken Sie sich, sie eilen an der Portierloge vorbei und bleiben nicht stehen. Wenn die Hausbesorgerin zum Küchenfenster hineinspricht, geben sie niemals eine Antwort oder höchstens eine so brummig verdrossene, daß das Entstehen eines Gespräches einfach unmöglich ist."

„Die angenehmen Folgen sind natürlich nicht ausgeblieben?"

„Das können Sie sich denken. Unsere Dienstboten sind wahre Muster, wie man sie heutzutage kaum

irgendow findet. Und denken Sie sich den weiteren Fortschritt. Ich habe die Hausbesorgerin selber immunisiert. Allerdings habe ich da 10 000 (!) Antitoxineinheiten gebraucht, so infiziert war die Person. Aber jetzt sollen Sie diese einst gefürchtete ‚Maultrommel', diese Bezirkstratschen, wie die Wiener sagen, beobachten. Mäuschenstill sitzt sie in ihrer Portierloge, wie sie das Hausbesorgerzimmer jetzt nobel nennen, und im Hause herrscht seliger Friede und süße Eintracht."

Ich war wirklich verblüfft ob der unerwarteten Mitteilungen. Zweifelsohne, Professor Altmayer sollte einer der größten Wohltäter der Menschheit genannt werden. Ob er auch das Gegenteil versucht habe, Leute mit diesen Bazillen zu infizieren?

„Haha, haha!" lachte er hell auf. „Ob ich es versucht habe? Natürlich habe ich es versucht."

„Mit welchem Erfolg?"

„Mit dem glänzendsten Erfolg, den man sich denken kann. Ich habe einen schweigsamen Parlamentarier, der seit fünf Jahren höchstens einmal monatlich ‚Hört! Hört!' gerufen hat, dazu gebracht, eine Obstruktionsrede zu halten, die sieben Stunden gedauert hat."

„Um Himmels willen! Sie sind ja ein gefährlicher Mensch!" rief ich entsetzt; „es wird ohnehin soviel gesprochen in unserem Parlament, was gar keinen Sinn und Wert hat. Wollen Sie neue Dauerredner züchten? Im Gegenteil! Diese Menschen sollten Gegengift erhalten."

„Das geschieht auch. Die gefürchtetsten Krakeeler werden von mir zum Schweigen gebracht. Im Vertrauen„ — hier senkte sich seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern — „dafür erhalte ich ja die hohe staatliche Subvention. Ja, man hat für mich

sogar 50 Kamele zu Serumzwecken aus Afrika bezogen. Kamelantitoxin ist das beste!“

„Genügt nicht ein gewöhnlicher Wiederkäuer, Herr Professor?“

Er überhörte meine Frage und sprach weiter: „Doch was sind all diese Erfolge gegenüber der unglaublichen Erleichterung des Gerichtsverfahrens? Sie haben jüngst gelesen, daß der Defraudant Petersen ein umfassendes Geständnis abgelegt hat. Wem ist das zu verdanken? Mir. Eine einzige Injektion eines hochwertigen Serums — von meiner Schwiegermutter genommen — und die Redeflut des Verbrechers, der bisher kein Wort gesprochen hatte, war nicht mehr zu dämmen. Er sprach zuerst mit seinen Zellengenossen, dann mit seinem Aufseher und schließlich erzählte er dem Untersuchungsrichter haarklein die ganze Geschichte seines Verbrechens.“

„Er soll ja sehr übertrieben haben.“

„Ja! Sehen Sie, das ist die Schattenseite der Injektion. Die Leute wissen nicht mehr Phantasie von Wirklichkeit zu trennen. Wir müssen erst die individuelle Dosierung des Serums kennen lernen, wir müssen ein Kalkul stellen können, wie viele natürliche Hilfskräfte dem Serum zu Hilfe kommen. Ich habe gerade heute einen Gegenversuch gemacht und m i r eine solche Injektion gegeben, um mich an meiner eigenen Person von der Wirkung des Serums zu überzeugen.“

„Was!?“ rief ich entsetzt, „Sie stehen heute unter der Wirkung der Bazillen des Tratsches? O, ich Esel! Da höre ich Ihnen die ganze Zeit zu, und Sie reden wer weiß was zusammen und wissen ebensowenig wie der Defraudant Petersen, wo die Phantasie aufhört und die Wirklichkeit anfängt. Nein, Herr —

Professor! Heute ist nicht der 1. April; ich lasse mich nicht zum besten halten!" . . .

Der Professor war plötzlich mäuschenstill geworden. Im Nebenzimmer hörte man einen dumpfen Krach, als wenn etwas zu Boden gefallen wäre. Dann brach eine helle Frauenstimme los, und eine Flut von Verwünschungen ergoß sich über ein schweigsames, nur leise widersprechendes Dienstmädchen.

„Das ist?" . . .

„Meine Frau," seufzte der Herr Professor und sank mit zitternden Knien in ein Fauteuil.

Ein Blick auf die Jammergestalt des großen Gelehrten überzeugte mich, daß sein hochwertiges Serum ihm in seiner Familie nicht allzuviel genützt hatte.

Eine zweite schrille Frauenstimme übertönte die erste: „Da ist nur dein sauberer Mann schuld, dein teurer Franz Xaver, der die Vasen immer an den Rand des Schreibtisches stellt."

„Das ist?" . . .

„Meine Schwiegermutter . . . Lachen Sie mich nicht aus, aber an diesen beiden Damen ist jedes Serum nutzlos verschwendet. Ich habe mir heute die Injektion gegeben, um Ihnen einmal nach Herzenslust Rede und Antwort zu stehen, ich bin ja sonst verloren . . . Ja, im Vertrauen, die ganze Erfindung habe ich nur des häuslichen Friedens wegen gemacht . . ."

Die Stimmen schwollen an, sie näherten sich der Tür. Ich floh, so rasch ich konnte, mit der traurigen Gewißheit, daß die Methode des Professors Franz Xaver Altmayer wohl eine schöne Zukunft zu versprechen scheine, aber eine traurige Gegenwart zu verhindern nicht imstande sei.

Die Untersuchung der Zukunft.

Es war eine kleine, aber gewählte Gesellschaft von Ärzten, Advokaten, Polizeibeamten und Richtern, denen der berühmte Psychologe und Professor der Kriminalogie Herr Dr. Edward Watchison seine Experimente vorführte. Er hatte es unternommen, verschiedenen hartnäckig leugnenden Beschuldigten, denen mit den bisherigen, veralteten Methoden nicht beizukommen war, mit seinen neuen Apparaten ein Geständnis zu entlocken und sie ihrer Schuld zu überführen.

Den Reigen eröffnete die Untersuchung eines jungen kräftigen Bauernburschen, der beschuldigt war, seinen Oheim bestohlen und das Geld an einem unbekannten Ort versteckt zu haben. Watchison erläuterte immer mit einigen Worten das Wesen seiner Apparate.

„Wir wollen zuerst konstatieren, welcher Teil des Gehirns bei diesem Beschuldigten jetzt intensiv arbeitet," sagte er mit tiefer, sympathischer Stimme in tadellosem Deutsch, das durch seinen fremdländischen Akzent einen eigentümlichen Reiz erhielt. „Was Sie hier sehen, meine Herren, ist der Apparat von Professor Blondlot in Nancy zur Erzeugung von sogenannten N-Strahlen. Sie wissen es ja alle, daß Professor Charpentier in Paris den Nachweis geliefert hat, daß jene Gehirnzentren, welche gerade in Anspruch genommen werden, viel mehr N-Strahlen aus-

senden, als die ruhenden. Diese kleine Papierscheibe, welche ich mit einer dünnen Schichte eines fluoreszierenden, das heißt in auffallendem anders als im durchgehenden Lichte farbigen, unterschwefelsaurem Salzes überzogen habe, leuchtet hell auf, wenn diese zehn Zentimeter lange Bleiröhre, welche nur zur Konzentrierung der Strahlen dient, die gerade in Erregung befindliche Hirnpartie berührt.

Dem großen, so lange verkannten Forscher Doktor Franz Josef Gall haben wir es zu verdanken, daß wir die Lokalisationen der einzelnen Sinnesfunktionen am Gehirnschädel genau kennen. Hier das Sprachzentrum, da das Musikzentrum, dort der mathematische Sinn, der Diebssinn, der Ordnungssinn usw. Ich werde jetzt das Gehirn systematisch auf die Erregung der einzelnen Zentren absuchen."

Feierliche Stille herrschte im kleinen Saale. Der Bauernbursch sah gleichmütig, mit verbissenem Trotze auf die erregte Gesellschaft. Dr. Watchison rief von den einzelnen Zentren aus, nachdem er vorher das Zimmer vollkommen verdunkelt hatte: „Mathematischer Sinn, Freundschaftssinn, Arbeitssinn."

Der Schirm blieb dunkel!

„Eitelkeit, Selbstbewußtsein, Religion."

Der Schirm blieb dunkel!

Güte, Urteilskraft, Humor."

Der Schirm blieb dunkel!

„Liebessinn!" — —

Siehe da! Der Schirm leuchtete hell auf.

Ebenso war es beim Erwerbssinne, Diebssinne und beim Lügensinne der Fall.

Der Psychologe lächelte fein und sagte ruhig: „Jetzt haben wir bereits das Wichtigste konstatiert. Er lügt,

er hat gestohlen, und wenn ich die Sprache der N-Strahlen deutlich verstehe, so hat er das getan, um seinen Erwerbssinn und seinen Liebessinn zu betätigen. Hinter diesem Diebstahl steckt ein Weib. Er liebt ein Mädchen und hofft, mit diesen gestohlenen Geldmitteln seine Ehe begründen zu können. Existiert ein Mädchen auf dem Hofe oder in der Nachbarschaft, wo der Bursch in Diensten stand?"

Der anwesende Untersuchungsrichter bestätigte die Annahme des geistreichen Kriminalogen.

„Gut. Dann lassen Sie den Koffer dieses Mädchens oder vielmehr die Wohnung ihrer Angehörigen genau durchsuchen."

In diesem Moment ging mit dem gleichgültig dreinschauenden Untersuchungsobjekt eine merkwürdige Veränderung vor. Er sank in die Knie, fing an, zu heulen und zu stottern und bat um Gnade für seinen Schatz. Er wolle die Wahrheit gestehen. Nur seinem Mädel sollte nichts geschehen. Sein Mädel sei unschuldig. Es sei alles buchstäblich so, wie es Dr. Edward Watchison angegeben habe.

— — — — — — — — — — — —

Unser Erstaunen über diesen beispiellosen Erfolg hatte sich kaum gelegt, als eine zweite Versuchsperson hereingeführt wurde. Es war eine ältere, sehr distinguiert aussehende Dame, die den Namen eines Mitschuldigen — es handelte sich um Erzeugung und Verbreitung falschen Papiergeldes — nicht nennen wollte.

„Meine Herren," führte unser Experimentator aus, „in diesem Falle können wir mit den N-Strahlen gar nichts ausrichten. Hier muß der neuerfundene Apparat des Professors der Psychiatrie in Gießen Dr. Sommer seine guten Dienste leisten. Dieser emsige Gelehrte

hat einen kleinen Apparat angegeben, der den menschlichen Puls in musikalische Töne umzuwerten vermag. Die kleinen Bewegungen des Pulses werden auf eine Zungenpfeife übertragen, die je nach der Höhe der Erregung verschieden starke und verschieden hohe Töne ausstößt."

Der Apparat wurde am entblößten Unterarm befestigt. Sofort ertönten leise pfeifende Töne, wie das feine Piepsen eines Singvogels.

„Wollen Sie die Güte haben, aus diesem Buche das alphabetische Verzeichnis aller Vornamen vorzulesen?" bat der geistreiche Seelenforscher einen Polizeibeamten.

Dieser begann die Namen mechanisch herunterzulesen. Es zeigte sich gar keine Veränderung. Es war schon beim S.

Die Töne waren immer gleich geblieben.

Bei T wurden sie kaum merklich stärker. Plötzlich bei „Wilhelm" ertönten einige schrille, auffallend laute Pfiffe.

„Wer von Ihren Bekannten heißt denn Wilhelm?"

„Überlassen Sie das Weitere mir, Herr Doktor," unterbrach der Untersuchungsrichter den Gelehrten. „Sie haben einem leisen Verdacht, der sich längst in mir regte, neue Nahrung, ja fast eine gewisse Berechtigung gegeben. Ich weiß jetzt genug. Der Fall wird mir plötzlich vollkommen klar. Ich möchte aber diese Untersuchung nicht an dieser Stelle zu Ende führen. Versuchen wir's mit einem anderen Fall."

— — — — — — — — — — — — —

Die arme, ganz aus der Fassung gebrachte Dame, der das ganze Verfahren wie ein Teufelsspuk vorgekommen sein mag, wurde abgeführt.

Was aber nun folgte, übertraf alle Erwartungen. Wir alle mußten uns an den Versuchen beteiligen. Ein kleines Tischchen, in dem drei Metallplatten in einer Vertiefung vom Wasser umspült waren, wurde in die Mitte des Saales gestellt. Die drei Platten waren durch Leitungsdrähte mit drei verschiedenen farbigen Glühlampen verbunden. Rot, grün und blau. Vorläufig waren sie noch ganz dunkel.

Dr. Watchison erklärte uns den Apparat. Das ist der Rheostat von Professor Dr. Sommer, dem wir auch den soeben bewährten „tönenden Puls" verdanken; dieser merkwürdige Apparat stellt alle seelischen Ausdrucksbewegungen in Licht- und Farbenerscheinungen dar. Schon der russische Forscher Prinz Tarchenoff und der deutsche Gelehrte Dr. Sticker haben dargetan, daß bei verschiedenen Ausdrucksbewegungen elektrische Ströme durch den ganzen Körper laufen, die sich in den Fingern besonders deutlich nachweisen lassen. Auch ein Wiener Forscher, Professor Stricker, hatte ähnliche Erfahrungen mitgeteilt. Professor Sommer fand nun, daß die verschiedenen psychischen Vorgänge von entsprechenden Bewegungen und elektromotorischen Erscheinungen an den Fingern, den Füßen und den Stirn- und Gesichtsmuskeln begleitet werden, die sich mittels dieser Lampen leicht nachweisen lassen.

Ein hoher richterlicher Funktionär legte seine Finger auf die rheostatischen Platten. Sofort leuchteten die drei Lampen hell auf. Die Farben wechselten, wurden bald schwächer, bald stärker.

Bald war die blaue Flamme stärker, bald die anderen.

Der englische Forscher lächelte überlegen.

„Sie sind von der Richtigkeit meiner Methode noch nicht überzeugt! Stimmt das? Sie zweifeln."

Es stimmte. — —

In ähnlicher Weise konnte der für die Sprache der Farbe maßgebende Kriminalarzt fast alle unsere Gedanken richtig erraten. Die einen bewunderten, die anderen beneideten, die dritten zweifelten usw. Doktor Watchison sprach noch einige zusammenfassende Worte. Es wäre kein Zweifel, eine Sprache ohne Worte sei gefunden worden. Mittels neuer sinnreicher Methoden wäre der Justiz eine mächtige Waffe in die Hand gegeben worden. Man könne der Wahrheit objektive, unterstützende, unanfechtbare, aller Welt verständliche Beweise geben. Man könne die unbewußten Funktionen des Gehirns klar zum Ausdruck bringen. Während der Professor diese wichtigen Funde und ihre fundamentale Bedeutung erklärte, kam mir eine teuflische Idee.

Ich näherte mich leise dem Schirme, auf dem Doktor Watchison die N-Strahlen aufgefangen hatte und ergriff vorsichtig die Bleiröhre, die dieselben konzentrieren konnte.

Unauffällig richtete ich sie auf jene Stelle seines Hauptes, wo ich das Lügenzentrum vermutete.

Dann drehte ich mit einem Ruck die elektrische Beleuchtung ab. Der Umschalter befand sich dicht hinter dem Apparate des Professors Blondlot.

Es wurde stockfinster.

Nur die fluoreszierende Platte leuchtete hell auf.

„Lügner!" — schrie ich in sinnloser Aufregung. „Lügner! Sie sind ein Lügner! Ihr Lügenzentrum leuchtet ja stärker, als das des Bauernburschen."

Der Tumult, der dann folgte, war unbeschreiblich. Alles rannte durcheinander, lachte, heulte, schrie, tobte.

Plötzlich erfaßte mich Dr. Watchison an meiner Kehle und preßte sie mit eiserner Faust zusammen. Ich stöhnte laut auf und . . . erwachte.

— — — — — — — — — — — — — —

Es dauerte einige Minuten, bis ich mich genau orientieren konnte. Wie war denn das? Hatte ich alles nur geträumt? Ich lag in meinem Bette und neben mir die beiden Broschüren von Blondlot und Sommer über ihre wunderbaren Entdeckungen und ein Aufsatz von Dr. Veragouth über den „Psycho-galvanischen Reflex".

Also nur ein Traum!

Sollte er nicht einmal zur Wahrheit werden können?

Ein Besuch bei Dr. Zukunft.

Das war also das Wartezimmer des berühmten Mannes. Glatte schwarze Wände, in denen sich zahllose, verschieden geformte Spiegel befanden. Manchmal wurde es ganz finster; elektrische Funken sprühten hin und her; die Wände knisterten unheimlich. Dann wieder für einige Minuten helles Tageslicht.

Mir war etwas schwül zumute. Wie froh war ich, als sich die Tür des Ordinationszimmers öffnete und ich in den Arbeitsraum des großen Mannes eintreten durfte. Dr. Zukunft begrüßte mich in äußerst zuvorkommender Weise. „Ich freue mich," sagte er, „einen so hervorragenden und bedeutenden Mann kennen zu lernen, dessen Herz für alles Edle und Hohe schlägt." — „Sie kennen mich ja gar nicht," wendete ich schüchtern ein. „Ich komme mit dem Expreßluftballon direkt aus der Provinz, um Sie zu konsultieren."

„Sie sind aber ein naiver Provinzler. Wir Ärzte des einundzwanzigsten Jahrhunderts haben es nicht mehr nötig, die Patienten lange auszufragen. Sie sind bereits im Wartezimmer gründlich durchleuchtet worden. Hier können Sie Ihre Photogramme sehen, wenn es Sie interessiert."

„Ich bitte sehr darum."

„Hier sehen Sie Ihre inneren Organe; sie sind vollkommen gesund. Ihr Hirn ist, wie Sie bemerken, überlastet. Ihre Nervenstränge zerfasert, überdehnt. Schlimm steht es mit Ihrem Blute. Sehr schlimm. Ihre

roten Blutkörperchen sind in einem jämmerlichen Zustand — von den weißen gar nicht zu reden."

„Fahren Sie fort, lieber Herr Doktor."

„Sie haben bloß dreimillionensiebenhundertzweiundsechzigtausenddreihunderteinundzwanzig Blutkörperchen in einem Kubikmeter Blut! Sie wissen vielleicht nicht, daß jeder normale Deutsche viermillionenzweihunderteinundachtzigtausendzweihundertsiebenundneunzig haben soll. Das sind fünfhundertundneunundzwanzigtausendneunhundertsechsundsiebzig Blutkörperchen zu wenig. Das ist eine Schande für die deutsche Nation, die die blutreichste der Erde bleiben soll."

„Was hat denn der Blutreichtum mit den Blutkörperchen zu tun?" fragte ich schüchtern.

„Das wissen Sie noch nicht? Dieser Aberglaube, daß die Mengen des Blutes variieren, muß einmal ausgemerzt werden. Alle Menschen haben gleich viel Blut. Das Verhältnis der roten zu den weißen Blutkörperchen ist der einzig maßgebende Faktor. Das Blutkörperchen ist der Träger des Lebens und der Lebenskraft."

Hier nahm mich der gelehrte Doktor bei der Hand und führte mich vor ein Riesenmikroskop. Er legte meinen Finger sorgsam zwischen zwei Glasplättchen und ließ mich dann durch eine bequeme Öffnung auf den Finger sehen.

Mir schwindelte. Zahllose rote und weiße Scheiben drehten sich in einem brausenden roten Strome.

„So sieht Ihr Blut aus. Diese jämmerlichen weißen Blutkörperchen! — Wie sind sie so mager und schwach! Diese jammervollen Freßzellen!"

„Warum Freßzellen?"

„Sehen Sie dort in der Ecke diese aalähnlichen, sich fortbewegenden Gebilde? Das sind Bakterien."

„Um Himmelswillen!"

„Erschrecken Sie nicht — die hat jedermann zu jeder Zeit. Sehen Sie genau zu. Die weißen Zellen stürzen sich auf diese kleinen Menschenfeinde und fressen sie auf."

„Gott sei Dank."

„Gott sei Dank — aber sie sind auf die Dauer zu schwach, um alle Kämpfe zu bestehen. Dort — fressen sie schon wieder. Das hat schon vor hundertfünfzig Jahren ein gescheiter Russe, Metschnikoff, beschrieben. Er nannte das Phagocytose. Für seine Zeit hat er viel geleistet. Heute sehen wir viel mehr. Erlauben Sie — wir werden ein stärkeres Glas einschalten. So — jetzt gucken Sie nur hinein. Sie sehen jedes Blutkörperchen so groß wie eine Nuß. Was, das ist ein Anblick? Bemerken Sie den wunderbaren strahlenförmigen Bau der Blutzelle? Hier ruht das Rätsel des Lebens und der Vererbung. Eine jede Zelle repräsentiert das getreue Spiegelbild des ganzen Menschen. Alle seine Eigenschaften, seine Vorzüge und Fehler sind in jeder Zelle enthalten. Die Zelle ist der Mikrokosmus, das Verkleinerungsbild des Ganzen. So kann eine Zelle, ein Samenfaden alle die Zeichen einer menschlichen Individualität, die Dispositionen und Immunitäten vererben. Wenn wir noch besser werden sehen lernen, so werden wir entdecken, daß die Zelle wieder aus Millionen Zellen besteht, jeder millionste Teil wieder aus Millionen und so ins Unendliche."

— — — — — — — — — — — —

„Das verstehe ich nicht."

„Ich auch nicht. Wir armen Menschen sind endlich. Wie können wir das Unendliche begreifen? Können Sie sich eine Linie ohne Ende denken? Nein! Können Sie das Ende des Himmels ausdenken? Was

kommt nach dem Ende? Worin ist das Ende enthalten?“

„Halten Sie ein, teurer Doktor. Sie verwirren mich.“

„Sehen Sie Ihre armen, weißen Blutkörperchen an, diese schwache Struktur, diese zarten Tragbalken.“

„Was ist zu tun — helfen Sie mir, koste es, was es wolle!“

„Das wird bald geschehen sein.“ Er öffnete einen Schrank, in dem sich zahlreiche braune, sorgfältig numerierte Phiolen befanden. „Das ist gesundes Blut — von gesunden Leuten.“ Mit einer feinen Nadel, deren Stich ich nicht empfand, spritzte er mir den Inhalt einer Phiole unter die Haut.

Ich fühlte mich wie neugeboren. Ein Gefühl ungekannter Kraft und Lebensfreude durchströmte mich.

Der Doktor zeigte mir das Eindringen der neuen Blutkörperchen unter dem Mikroskop. Sie schienen einen wahren Freßeifer zu besitzen. Aus allen Winkeln holten sie Bakterien und Toxine hervor und fraßen sie auf.

„Noch vier solcher Injektionen, und Sie sind gesund. Das war ein Gesundheitsserum, eine künstliche Züchtung von Blutzellen. Diese Zellen stammen von einem Athleten her. Wäre Ihr Geist zu schwach, ich hätte Ihnen ein Gelehrtenserum einspritzen können. Das ist eben der Fortschritt. Wir können den Charakter ändern, wir können dumme Leute klug machen und Überkluge bescheiden. Es handelt sich nur um die Form des Serums.“

„Das ist wirklich großartig.“

„Wir werden die ganze Menschheit regenerieren! Wenn nur die Frauen nicht durch tausende von Jahren so unbarmherzig gegen alle Gebote der Hygiene gesündigt hätten! Glauben Sie mir, man findet noch heute,

obwohl das Miedertragen seit fünfzig Jahren gesetzlich verboten ist, kaum eine gesunde Leber. Sehen Sie sich nur dieses Präparat aus dem vorigen Jahrhundert an. Eine sogenannte Schnürleber. Das arme, so wichtige Organ ist direkt entzweigeschnitten und verkümmert. Das wollten Frauen, Menschen und Mütter sein! Sie wissen vielleicht nicht, daß ein deutscher Arzt, Dr. Meynert, noch vor hundert Jahren die Bleichsucht, die so erschreckend grassierte, auf das Tragen des Mieders zurückführte. Auch in Kadettenschulen, wo die jungen Krieger (Gott sei Dank — jetzt brauchen wir keine Waffenträger mehr!) einen Leibriemen getragen haben, ist dies Leiden bei Männern aufgetreten. Wenn auch viele den Dr. Meynert bekämpft haben, etwas Wahres scheint doch daran gewesen zu sein. O, dieses schreckliche zwanzigste Jahrhundert! Die Frauen waren keine Mütter, die Stillfähigkeit war verloren gegangen, die Männer waren nervös und zerfahren. Sie waren dem gewaltigen Ansturm neuer Erfindungen nicht gewachsen."

„Wir haben doch auch große Erfindungen."

„Ja — aber wir bauen nur aus, was uns das vorige Jahrhundert angefangen hat. Wir sind mit den neuen Errungenschaften aufgewachsen. Wir haben unsere großartig soziale Medizin, die uns täglich gesünder und stärker macht. Wir haben gegen jedes Leiden ein Heilserum, und für uns gibt es keine Täuschung. Früher nahm man die Medizin, und ob sie wirklich wirkte, war Sache der Erfahrung und des Vertrauens. Heute wird der Kranke durchleuchtet. Haarscharf sehen wir den Sitz des Übels und haarscharf beobachten wir die Wirkung unserer Arzneien. Unsere Erfolge sind so augenfällig, so für sich sprechend, daß wir Ärzte jetzt die angesehensten Menschen im Staate sein sollten."

„Sind Sie es nicht?“

„Nein! Denken Sie nur, diese undankbaren Leute. Jetzt, wo sie alle gesund sind, werden sie alle unzufrieden. Das Leben ist ihnen zu eintönig, die ewigen Seruminjektionen zu langweilig. Sie sehnen sich nach Schmerzen. Einige Doktoren, die mit Schmerzen behandeln und die schmerzlosen Methoden als naturwidrig verschreien, erfreuen sich eines ungeheuerlichen Weltrufes. Sie sind reich geworden, fahren in grellen Aeroplanen von Haus zu Haus — es ist einfach nicht zum Aushalten.“

„Aus Freuden sehne ich mich nach Schmerzen!“ heißt es schon im „Tannhäuser“, dieser alten, einst so berühmten und heute fast vergessenen Oper.“

„Es ist unglaublich. Ich bin jetzt so auf die Schmerzlosigkeit eingerichtet, daß ich nicht anders behandeln kann. Meine Kinder weinen nicht, meine Kranken leiden nicht und meine Mütter gebären ohne Schmerzen. Soll ich jetzt umsatteln und die neuen „schmerzhaften“ Methoden anwenden? Nein, ich wandere nach dem Mond, dem Mars oder dem Jupiter aus!“

Und wie ich den Dr. Zukunft kenne, hält er sein Wort. Er wird auswandern. — —

Die modernste Wohnung.

Mein ehemaliger Schulkollege Dr. Blasspiegel war immer ein erfindungsreicher Kopf gewesen. Schon in den ersten Gymnasialjahren überraschte er uns durch allerlei sinnige Vorrichtungen. So konstruierte er einmal eine äußerst gelungene Erbsenwurfmaschine, die eine halbe Stunde lang vom Ofen aus das Haupt unseres verhaßten Mathematikprofessors Xaver Wurzelknopf unsichtbar bombardierte und ihn zur Verzweiflung trieb. Ein andermal verstand er es, mittels eines Nagels jene gefürchtete Schublade zu öffnen, in der das Klassenbuch mit all seinen für uns so wichtigen Aufzeichnungen versperrt war. Täglich überraschte er uns mit einer neuen Idee. Seine Leistungen waren sonst mittelmäßige. Schlecht und recht hatte er sich durchs Gymnasium durchgearbeitet, und da wir verschiedene Universitäten bezogen, war er bald gänzlich meinem Gedächtnis entschwunden.

Jüngst traf ich ihn unvermutet auf der Ringstraße. Erst wollte ich's nicht glauben, daß dieser elegante und so freundlich dreinblickende Kavalier mein alter Freund Blasspiegel sei, derselbe Blasspiegel, der trotz seines Erfindungsreichtums den Gebrauch von Zwirn und Nadel behufs Annähens unentbehrlicher Knöpfe, sowie das Tragen reiner Wäsche als Barbarei erklärte. Aber er war es doch, sah mir vergnügt ins Auge, und als ich zweifelnd den Mund zu einer Frage öffnete, rief

er mir fröhlich entgegen: „Natürlich bin ich es, Blasspiegel, dein alter Schulkollege Blasspiegel!“

„Na, das freut mich, daß ich dich sehe, wie geht es dir?“

„Danke, sehr gut, ich weiß nicht, ob es einem Menschen auf dieser Welt besser geht; ich kann vielleicht mit Fug und Recht sagen, daß ich der glücklichste Mensch auf der Welt bin.“

Einen Moment lang schien mir Blasspiegel verdächtig. Ich hatte schon viele Menschen im Leben gefunden, die sich als die Glücklichsten gebärdeten; sie waren aber alle Geisteskranke gewesen, denen ein unerforschliches gütiges Schicksal diesen holden Traum von Glück und Wohlergehen, diese unsagbare Lebensfreude, die die Ärzte „Euphorie“ nennen, beschieden hat. Sollte Blasspiegel? . . . Nein, nein, das sah man auf den ersten Blick. Glück und Zufriedenheit strahlten ja förmlich aus seinen Augen, die dabei so vernünftig und ruhig in die Welt blickten.“

„Du bist wahrhaftig immer glücklich?“

„Immer.“

„Du kennst keine Ärgernisse? Dir sind die feinen Nadelstiche des Lebens fremd, die selbst das schönste Glück trüben können?“

„Nadelstiche des Lebens? Ich weiß nicht, was du meinst, für mich hat das Leben nur angenehme, rosige Farben.“

„Du hast wohl keine Frau, keine Kinder, keine Dienstboten, keinen Beruf, bist ein Junggeselle, der von seinen Renten lebt?“

„Keineswegs, ich habe eine Frau, fünf Kinder, einige Dienstboten und einen ziemlich anstrengenden Beruf. Ich bin nämlich Spezialist für Glatzenbehandlung.“

„Und da hast du keine Kränkungen? Da geht dir alles glatt von statten? Wem verdankst du das alles?“

„Das ist sehr einfach. Ich habe die modernste Wohnung, die je ein Mensch bewohnt hat. Und mit Hilfe dieser Wohnung verstehe ich es, mir mein Leben so angenehm zu gestalten, wie es überhaupt für einen Sterblichen möglich ist, und bin dabei egoistisch genug, über die anderen Menschen zu lachen, die es nicht zustande bringen, sich mit Hilfe der Wissenschaft ein sorgenloses und freudenreiches Leben zu gestalten.“

„Du, Blasspiegel, du machst doch keinen Scherz mit mir?“

„Gott bewahre, ich will dir beweisen, daß ich dein aufrichtiger Freund bin. Ich habe ja schon auf der Schulbank so ein kleines Faible für dich gehabt und dich den anderen Kollegen vorgezogen. Also reich' mir deinen Arm und laß dich von mir in die modernste Wohnung unserer Zeit führen. Vorher muß ich dir noch einige kleine Aufklärungen geben. Du wirst ja schon in verschiedenen Blättern gelesen haben, welche Fortschritte die Wissenschaft in der Erforschung der physiologischen Eigenschaften des Lichts gemacht hat. Nicht wahr, du bist ja selber Arzt, du hast den Röntgenrummel mitgemacht, du kennst die Grundzüge der geheimnisvollen Becquerel-Strahlen, die das Radium permanent aussendet, du weißt auch, daß Finsen in Kopenhagen mit dem konzentrierten Lichte der Sonne schwere Hautkrankheiten, wie zum Beispiel „Lupus“, zu heilen vermag? Nicht wahr, das weißt du ja?“ Dabei blickte Blasspiegel mich seltsam ironisch und überlegen an.

Etwas gekränkt, erwiderte ich: „Laß diese Frozzeleien, du solltest mich genügend kennen, um zu wissen, daß ich mich nie damit begnüge, an der Oberfläche zu treiben und die allen erreichbaren Brocken

aufzuschnappen. Ich habe mich mit diesen Dingen lange Zeit und intensiv beschäftigt."

„Um so besser, dann freut es mich erst recht, daß ich die modernste Wohnung einem Kenner zeige. So, jetzt sind wir bei meiner Wohnung."

Wir hielten auf der Treppe eines eleganten Ringstraßenpalais vor einer Tür, die eben aussah wie alle anderen Türen und auf der nichts zu sehen war als ein kleines Glasschildchen mit der kurzen lakonischen Inschrift: „Dr. Blasspiegel, ärztlicher Haarwuchsbeförderer." Mein Kollega drückte auf einen seitlich angebrachten Knopf, worauf sich die Tür öffnete und wir in ein allerdings seltsam gestaltetes möbliertes Vorzimmer traten. Ich sah nichts als vier glatte Wände, wie ich gleich bemerkte, waren es Glaswände, die Decke war ebenfalls aus Glas und an einzelnen Stellen von verschiedenfarbigen elektrischen Glühlämpchen durchbrochen. Vergebens spähte ich nach einem Haken aus, wo ich meinen Überrock und Hut hinhängen konnte.

Blasspiegel verstand mich. „Du, das ist bei mir ganz besonders einfach." Er nahm von einem kleinen Gesims ein Metallstäbchen, befestigte es mit einer zarten Klemme an meinem Winterrock, tat das Gleiche mit meinem Hut und im Nu schwebten die beiden Gegenstände frei in der Luft. „Das ist nur eine Kleinigkeit, eine praktische Anwendung der von den Menschen leider zu wenig beachteten magnetischen Anziehungskräfte." Im selben Augenblick drehte er an einem elektrischen Umschalter und nach einem leisen Knacken schlossen sich die Fensterläden, wir waren im Finstern. Es dauerte aber nur eine Sekunde und schon erstrahlte ein mildes zartblaues Licht aus allen Glastafeln und versetzte einen, ob man wollte oder nicht, in eine gewisse behagliche Stimmung.

„So, jetzt bist du zum Eintritt in mein Wartezimmer gehörig präpariert. Siehst du, was das Licht alles vermag? Fühlst du dich nicht angeregt und guter Laune?“

„Freilich,“ sagte ich, „das ist wohl der Einfluß des Blaulichtes; doch laß mich das Wartezimmer sehen.“

Wir traten in ein ähnlich ausgestattetes Zimmer, in dem einige sehr bequeme Fauteuils um ein kleines Tischchen gruppiert waren. Vorläufig sah es bei Sonnenlicht mit seinen glatten Glasscheiben recht ärmlich und zu mindest sehr sonderbar aus. Wieder dauerte es keine Sekunde und mein Kollege hatte auf elektrischem Wege die Fensterflügel geschlossen und ich befand mich in einem Raume, in dem rosenfarbenes Licht von allen Seiten auf mich einströmte. Meine Stimmung wurde zusehends besser. Ein merkwürdiges Hoffnungsgefühl erfüllte meine Brust, die schweren Sorgen, die ich vorher empfunden hatte, waren wie weggeflogen. — — —

„Was? Das regt an, das macht Hoffnungen, das steigert die Oxydation des Stoffwechsels! Wirst es nun begreifen, daß mir meine Patienten, nachdem sie eine Viertelstunde hier gewartet haben, die unsinnigsten Summen bezahlen, die ich verlange, daß sie nie die Hoffnung verlieren, auch wenn sie sehen, daß nach mehrwöchentlicher Behandlung noch kein Härchen ihrer kahlen Platte entsproß? Mein Ordinationszimmer willst du sehen? . . . Dieselbe Geschichte, nur in grün. Grün lindert alle Schmerzen, grün lindert alle Beschwerden. Wenn meine Besucher auf der Stiege noch so viel Vorwürfe, Klagen, Beschwerden auf den Lippen hatten, nach dem rosafarbenen Wartezimmer kommen sie ins grüne Ordinationszimmer, wo ich die dir bekannten Manipula-

tionen zur Beförderung des Haarwuchses mit Röntgen-Strahlen vornehme. Eine seltsame Veränderung geht mit ihnen vor. Alle ihre Beschwerden sind vergessen, ihre Schmerzen vergangen und enthusiastisch preisen sie meine Kunst und ihre Erfolge. So, auf diese Weise ist ja für mein materielles Auskommen sehr gut gesorgt, und ich könnte jetzt schon ruhig von den Zinsen meines Vermögens leben, wenn es mir nicht Spaß machen würde, als der erste Spezialist der Welt zu gelten, Tausende von Anerkennungszeichen zu besitzen, ohne auch je in Wahrheit einen besonderen Erfolg errungen zu haben."

Nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, sah ich wohl das Eine ein, daß Dr. Blasspiegel in seinem Berufe mit weiser Ausnützung der verschiedenen Lichtwirkungen nur schöne und angenehme Stunden verleben mußte.

Wie war es aber mit den anderen Sorgen des Daseins? Während ich darüber nachgrübelte, hatte mein erfindungsreicher Freund schon meinen Arm ergriffen und mich in ein zweites Gemach geführt, das in wunderbarem milden blauen Lichte erglänzte. „Hier hole ich mir," sprach er bewegt, „die Kraft für den Kampf ums Dasein. Du kennst ja die Forschungen von Pisani in Neapel, der nachgewiesen hat, daß durch den Einfluß des blauen Lichts unsere Muskeln eine viel größere Arbeitsleistung vollbringen können als im normalen. Allerdings darf man diese Bestrahlung nicht über zwanzig Minuten ausdehnen, sonst tritt der gegenteilige Effekt ein. Früh morgens, wenn meine Dienstboten erwachen, führe ich sie für ein Viertelstündchen unter dem Vorwande, daß sie hier zuerst zusammenräumen müssen, herein und lasse sie intensiv bestrahlen. Ein ungeheurer Arbeitseifer bemächtigt sich dieser unter dem Einfluß des Blaulichts

stehenden Geschöpfe. In kurzer Zeit sind sie mit der ganzen Wohnung fertig, wobei natürlich auch der günstige Einfluß der rosenfarbenen und grünen Strahlen mit in Erwägung zu ziehen ist; die für die Stimmung gefährlichen Zimmer lasse ich bei Sonnenlicht räumen."

„Du hast auch gefährliche Zimmer?"

„Natürlich! Rote, gelbe und weiße Strahlen steigern die Schmerzen und regen die Nerven mächtig auf. Wenn mich Leute besuchen, die ich bald los werden will, so empfange ich sie im gelben Zimmer. Sofort bemächtigt sich ihrer eine böse Unruhe, ihre Schmerzen steigern sich und mit geschickter Ausnützung meiner Lichtstrahlen weiß ich sie bald auf die höflichste Weise zu entfernen und mir Ruhe zu verschaffen. Gläubiger, Schuldner, gleichgültige Menschen, Freunde, Verwandte, alle die kleinen Vermittler zwischen meiner Lichtinsel und dem Leben, kann ich mir jedesmal so präparieren, wie sie mir zu meiner Stimmung passen, wie ich sie haben will. Schlaflose Nächte kenne ich nicht! Violette Strahlen müssen mir meinen Stoffwechsel verlangsamen, mein Gehirn beruhigen und mich in den Schlaf leuchten, wenn man es so sagen darf. Krankheiten kenne ich nicht, weil ich sie im Keime mit meinen Lichtstrahlen unterdrücke. Du siehst also, ich habe allen Grund zu behaupten, daß ich der glücklichste Mensch bin, und dieses Glück verdanke ich nur meiner „modernsten" Wohnung.

— — — — — — — — — — — —

In diesem Moment öffnete sich die Tür und eine hochgewachsene, ebenso unliebenswürdige als häßliche Dame stürzte mit sichtbaren Zeichen des Zornes in das Zimmer. „Du bist wieder eine halbe Stunde länger ausgeblieben, als ich es dir erlaubt habe! Was soll das bedeuten?"

Blasspiegel schrumpfte förmlich in sich zusammen, warf seiner Gattin einen bittenden Blick zu, wobei er auf mich bedeutungsvoll hinwies. Offenbar war „dem glücklichsten Menschen" diese Szene in meiner Gegenwart sehr peinlich.

„Ah — was gehen mich deine Freunde an, ich habe es satt, mich weiter in dieser Art vernachlässigen zu lassen. So, jetzt gehst du in dein graues Zimmer, wo du Zeit haben wirst, über deinen bodenlosen Leichtsinn und deine Schlechtigkeit nachzudenken! Verstanden?"

Als ich mich nach dieser bedeutungsvollen Szene wieder auf der Straße befand, war mir sonderbar zumute; ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Eines stand für mich fest: das Wesen mancher Frauen läßt sich auch in der „modernsten" Wohnung nicht merklich beeinflussen.

Das medizinische Gasthaus.

„Bist du's — oder bist du's nicht?"

„Ja, ich bin es — Ernst Zierlich, dein Freund und ehemaliger Leidensgenosse."

„Hast du dich aber verändert! Du siehst ja blühend aus!"

„Nicht wahr? Das macht meine Kost. Ja — ja — lächle nicht, ich bin nur durch die Kunst meines Wirtes am Leben geblieben."

„Du übertreibst!"

„Nein, ich übertreibe nicht. Es ist die lauterste Wahrheit. Weißt du was? Komm, überzeuge dich einmal selber. Geh' mit mir in das „medizinische Gasthaus".

„Aha — ich verstehe. Ein Gasthaus, wo Mediziner verkehren, die auf dich aufpassen. Danke, danke! Die Gesellschaft kenne ich aus der Zeit meiner Studien her."

Mein Freund Zierlich lachte hell auf. Dann schob er seinen Arm unter den meinen und zog mich mit sanfter Gewalt mit.

„Hör einmal zu. Hast du schon einmal etwas von einem Eisenspinat gehört?"

„Ich glaube, aber ich erinnere mich gar nicht mehr daran."

„Also, paß mal auf. Da ist einmal so ein Doktor in Wien auf die Idee gekommen, den Eisengehalt des



Spinats zu verstärken. Er setzte den Spinat in eisenhaltiges Erdreich und siehe da — der so gezogene Spinat hat siebenfach stärkeren Eisengehalt als der normale. Das war nur ein bescheidener Anfang. Immerhin ein Anfang. Was lag nun näher, als den Schluß zu ziehen, alle notwendigen Heilmittel auf solche Weise in der Pflanze zu erzeugen? Du kennst doch das Schlagwort von der Natur- und Kunstheilkunde. Auf diese Weise kehren wir von der Chemie und ihren Präparaten zur ersten Medizin der Menschheit zurück — zur Pflanze. Hier sind alle Medikamente in ihrer Urform enthalten. Wir suchen nur überall durch entsprechenden Nährboden die natürlichen Anlagen zu verstärken."

Ich sehe noch immer nicht . . ."

„Du wirst schon sehen. Mein Nährvater, Herr Kulicke, hat sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt und das erste ‚medizinische Gasthaus' gegründet. So — da sind wir schon."

Richtig — da stand es ja mit großen Lettern.

„Erstes medizinisches Gasthaus von Emanuel Kulicke, Naturkochkünstler. Ehrenmitglied vieler Antialkohol- und Vegetarianervereine." Wir traten durch eine einfache Glastür in eine Art Wartezimmer. In einem kassenähnlichen Verschlage saß ein herkulischer Mann; wie mich mein Freund belehrte, der Wirt selber. Eben war vor uns ein dürrer hagerer Mann eingetreten. Er wendete sich an den Wirt und bat um Aufnahme in den Kreis der Stammgäste.

„Was fehlt Ihnen denn? Sind Sie krank? Sie wissen es ja: gesunde Leut' haben hier nichts zu suchen."

Die Jammergestalt begann eine Unzahl unangenehmer Leiden aufzuzählen: Kribbeln in den Beinen, Flimmern vor den Augen, Appetitlosigkeit, Schwäche.

„Genug!“ unterbrach der wohlgenährte Wirt. „Ich erkenne schon Ihr ganzes Leiden. Sie haben schlechtes Blut, schlechte Verdauung und eine schlaffe Muskulatur, zu schwache Antitoxine. Sie erhalten heute zu Mittag: Lezithinsuppe aus hochwertigen Lezithineiern, ein Vegetarianerbeefsteak mit Eisenspinat (achtfach!), einen Jodreis und Dextrin-Tropon-Somatose-Doppelkraftsemmeln dazu; ferner einen halben Liter alkoholfreies Pilsnerbier. Das Weitere hören Sie am Abend.“ Die Jammergestalt verschwindet durch eine geräuschlos sich drehende Tür.

Wir kamen an die Reihe. Mein Freund stellte mich als „Kollegen“ vor, der sich für dieses Gasthaus sehr interessiere. Ich richtete an Kulicke nach ein paar Begrüßungsworten erstaunt die Frage, woher er sich das enorme medizinische Wissen angeeignet habe.

„Das war das wenigste. Ich habe mir das neue Buch „Die übernatürlichste Heilkunde“ oder „Die Kunst, in zwölf Stunden sein eigener und der Arzt der anderen zu werden“ gekauft. Da steht alles drin. Ich weiß nicht, wozu die armen Doktoren so lange studieren. Es ist doch alles so einfach. Sehen Sie, ich bin Vegetarianer und habe doch Fleisch zur Verfügung. Vegetarianisches Fleisch. Ich habe einige Pflanzen so lange entsprechend mit Fleischsalzen und Eiweißstoffen gefüttert, bis sie genau den chemischen Nährwert des Fleisches erreicht haben. Auch mein Bier ist durch ein eigenes Verfahren alkoholfrei geworden.“

Während dieser Worte kam eine tiefverschleierte, korpulente Dame auf den Wirt zu. Wir traten diskret zurück. Sie sagte einige leise Worte und blieb verlegen stehen.

„Ich verstehe, meine Gnädige,“ rief Herr Kulicke, „Sie erhalten eine ganz besonders wirksame Kost.

Alles durch die Pflanzen. Rhabarbersuppe, Aloegulyas mit Rizinusgurkensalat und einen Liter saure Patentmilch von Kühen, die in eigenen Ställen mit ‚Wiener Trankl‘ gefüttert wurden.“

Die Dame nahm ihren Speisezettel in Empfang (durch den Schleier glaubten wir ihr Erröten bemerken zu können) und verschwand.

Der Wirt verließ einen Moment lang seinen thronähnlichen Sitz. Er trat würdevoll auf mich zu und ergriff meinen Puls.

„Sie scheinen sehr erregbarer Natur zu sein.“

Das mußte ich leider bestätigen.

„Da müssen Sie meinen bromhältigen ‚Meeralgensalat‘ versuchen. Der wird Ihnen Wunder tun.“

Wir traten endlich in den Saal ein. Das war erst eine Überraschung! Die Stammgäste waren in verschiedene Gruppen geteilt. Jede Gruppe saß in einer andersfarbigen durch Glaswände geschützten Abteilung drin. Da gab es gelbe, blaue, grüne und rote Abteilungen.

„Was?“ rief der Wirt, „das ist genial! Blaulichtmittag — Rotlichtfrühstück. — Nur eine Kombination der modernsten Behelfe der Wissenschaft. Wir haben auch eine Fluoreszenzgruppe. Aber noch mehr! Es werden hier die verschiedenen Farbstoffe gegessen. Wir haben es nicht nötig, die verschiedenen modernen Farbstoffe einzuspritzen. Wozu habe ich doppelfarbiges Rotkraut, die patentschwarzen Heidelbeeren, die verschiedenfarbigen Obstarten? Hier ist allein die natürliche Strahlenbehandlung zu finden. Wozu erst Medikamente einnehmen, so daß man immer daran erinnert wird, krank zu sein. Sehen Sie, lieber Herr Kollege, Sie gestatten schon, daß ich Sie so nenne, hier ist das viel einfacher. Man ißt und nimmt

zugleich die notwendigen Medikamente ein. Ich verbinde das Nützliche mit dem Notwendigen. Ein berühmter Arzt hat einmal gesagt: Ein Drittel der Menschen werde durch das gute Essen, zwei Drittel werden durch das schlechte Essen krank. Im ‚medizinischen Gasthaus' werden die Leute durch das Essen gesund."

„Das ist wirklich großartig," erwiderte ich höflich. „Ja, aber wie schmeckt das Essen?"

„Wie soll es denn schmecken? Ausgezeichnet. Vorzüglich, wie jedes andere Essen. Sie müssen nämlich wissen — hier senkte sich seine Stimme zu einem leisen, den Gästen kaum vernehmbaren Flüstern — meine Kur ist auch eine Suggestionskur. Die Einbildung, die Macht des Glaubens ist alles! Mein Fleisch ist ganz gewöhnliches Fleisch, mein Bier echtes alkoholisches Getränk usw. Da gibt es aber eine Unmasse törichter Menschen, die bei jedem Bissen, den sie essen, und bei jedem Schluck, den sie trinken, sich Gewissensbisse machen; die fürchten, daß sie sich auf diese Weise das Leben verkürzen. Für solche Menschen wirkt meine Suggestionsmahlzeit Wunder. Sie essen sogar zwei Portionen Pflanzenbeefsteak, es schmeckt ihnen vorzüglich, sie nehmen an Gewicht zu und haben wenigstens gar keine Skrupeln."

„Ah — das ist wirklich großartig! Herr Kulicke, ich sehe, daß Sie das Zeug in sich haben, mit den modernen Jammergestalten, die sich Menschen nennen, zu verkehren."

„Danke für Ihre gute Meinung. Dabei habe ich noch einen zweiten Schwindel, wenn man das so nennen darf. Nikotinfreie Zigarren, alkoholfreie Biere, entgiftete Liköre, extraktivstofffreie Rostbraten, von Nuklein und Säuren befreites Hirn und Bries, oxalsäurefreien Spargel usw."

Während des Gespräches waren wir in ein zweites Zimmer getreten, das entsetzlich nach Knoblauch roch. Herr Kulicke schmunzelte. „Das sind lauter Tuberkulöse, welche die neue, von einem italienischen Professor angegebene ‚Knoblauchkur' nehmen. Das Mittel wirkt geradezu Wunder. Auch besorgt der Knoblauch in einfachster Weise die Isolierung der infektiösen Kranken. Von einer Übertragung des Leidens durch einen Kuß ist natürlich keine Rede."

Plötzlich hörte man Lärm, Geschrei, verschiedene Ausdrücke des Unwillens, des Zornes. Alles drängt sich um eine kleine Türe, deren Anwesenheit man sonst diskret verschweigt.

Kulicke verschwand rasch, ließ mich allein und kam nach einigen Minuten ganz bleich zurück.

„Ich bin verloren! Denken Sie sich, Herr Kollege, die Köchin hat die beruhigenden Ölsorten mit dem Rizinusöl verwechselt. Helfen Sie mir! Verlassen Sie mich nicht! Haben Sie vielleicht Opium bei sich? Die armen, ohnehin so erregten Stammgäste aus der grünen Gruppe werden mir ja alle ausbleiben."

„Ja — war das Rizinusöl wirklich und nicht nur suggestiv gemeint?"

„Zum Kuckuck mit der ganzen Suggestion. Es war echtes, unverfälschtes Rizinusöl. Und die andere Gruppe — die hartleibigen Stammgäste ‚Gelber Tisch', die heute nur gewöhnliches Öl bekommen haben! Das war ja das Geheimnis meiner größten Erfolge! — Ich bin verloren . . ."

Schon stürzten sich die verschiedenen Tischgenossen schmähend und eifernd auf den Wirt. Alle Bande der Ordnung schienen gelöst. Ich verließ in aller Eile das „Erste medizinische Gasthaus", so daß ich über das Ende der Rizinusschlacht nichts erzählen kann. Ich

habe nur erfahren, daß Herr Kulicke nach verschiedenen Reibereien mit den Behörden jetzt einen ärztlichen Kompagnon hat. Er und sein Sozius sind auf dem besten Wege, reiche Leute zu werden. Ihr Lokal soll überfüllt sein,, und die Besucher zahlen willig die teuersten Preise, um das Neueste mitzumachen und endlich einmal „etwas Vernünftiges" für ihre Gesundheit zu tun.

Eine neue Erfindung.

Doktor Germain de la Calamotte ging sofort auf das Thema ein: „Das ist schön, daß Sie gekommen sind; Sie sollen der Erste sein, der meine neue Erfindung kennen lernt. Ich lege großes Gewicht darauf, daß Sie dieselbe bis in ihre Einzelheiten kennen lernen, damit Sie Ihren Lesern in Ihrer bekannten populären Manier darüber Bericht erstatten können. Die Tragweite dieses neuen Apparates, sein Einfluß auf die Gestaltung des modernen Lebens, sind vorläufig unberechenbar." Dabei zeigte mir der Erfinder zwei kleine, unscheinbare Staniolplatten, die durch dünne, grüne Leitungsschnüre mit einem merkwürdigen Kasten in Verbindung standen, der einerseits mit einem Phonographen, andererseits mit einer automatischen Schreibmaschine in Verbindung war.

„Nach Ihren dunkeln, sehr knappen Andeutungen bin ich sehr gespannt auf Ihre Demonstrationen; Sie scheinen ja ein Problem gelöst zu haben, das mich seit vielen Jahren in intensivster Weise beschäftigt hat."

„Wollen wir nicht Platz nehmen?" sagte der geistreiche Franzose. „So, setzen wir uns in diesen lauschigen Winkel, zünden Sie sich eine Zigarre an — eine echte Importierte, sie wird Ihnen wohl munden — und lassen Sie sich zuerst etwas von der Vorgeschichte meiner Erfindung erzählen."

In der eleganten Gelehrtenstube herrschte ein trau-

liches Halbdunkel, das von einer grünverschleierten elektrischen Flamme gerade zur Not erhellt wurde. Germain de la Calamotte saß mir gegenüber, starrte sinnend auf seine Maschine, blies mit der Langsamkeit eines passionierten Rauchers feine Rauchringel in die Luft und sprach durch einige Minuten kein Wort. Sein feiner, blasser, von einem lichtblonden Spitzbarte geschmückter Kopf wurde von Zeit zu Zeit durch das Aufleuchten der Zigarre heller beleuchtet, so daß man das merkwürdige Funkeln seiner dunklen Augen bewundern konnte. Endlich fing er an:

„Sie wissen es ja am besten, wie die großen Entdeckungen der Röntgenstrahlen und des Radiumlichtes, der drahtlosen Telegraphie die Welt in Erstaunen gesetzt haben; das Unmögliche schien möglich geworden. Alle die Wunder der Telepathie, alle Mysterien der Fernwirkung, alle Geheimnisse des Körperinneren lösten sich langsam dem staunenden Forschergeiste. Schon vorher hatten bedeutende Forscher den Ursprung jeder menschlichen und natürlichen Kraft in Wellenbewegungen gesucht. Was war der Lärm? Schwingender Äther? Was das Licht? Die Elektrizität? Der Magnetismus? Die Farbenwirkungen? Alles ließ sich auf Schwingungen der einzelnen feinsten Moleküle zurückführen. Die Entdeckung der Hertzischen Wellen war nur der Anfang einer neuen Reihe glorreicher Entdeckungen, die aufeinanderfolgen mußten, weil der Fortschritt der Wissenschaft unaufhaltsam geworden ist. Was lag nun näher, als zu schließen, daß all unser Denken und Fühlen auf Wellenbewegungen des Gehirns zurückzuführen ist. Tausende hatten diesen Gedanken, aber noch keinem war es gelungen, diese Schwingungen sichtbar demonstrieren zu können. Ich bin es imstande, und das ist eben meine neue Erfindung.“

„Unglaublich! Wenn es wahr wäre . . .“

„Wenn es wahr wäre? Ihre Zweifel sollen bald beseitigt werden. Sehen Sie diese feinen Staniolplatten. Gestatten Sie, daß ich sie an Ihrem Kopfe befestige. So. Jetzt blicken Sie mir einen Moment in die Augen.“

Doktor Calamotte drückte einen kleinen Hebel, worauf sich ein Uhrwerk mit feinem, leicht klapperndem Gange in Bewegung setzte. Am Ende der Schreibmaschine zeigte sich eine kleine Rolle, die über und über beschrieben war. Der Gelehrte warf einen Blick auf das weiße Blatt und lächelte seltsam. „So, jetzt können Sie lesen, was Sie sich gedacht haben und sagen Sie mir ohne Umschweife, ob mein Apparat die Wahrheit registriert hat.“

Zitternd vor Erregung nahm ich das unheimliche Papier in die Hand. Es waren wirklich meine Gedanken: „Du bist ein schlauer Franzose! Mir willst du einen Mumpitz vormachen und glaubst, daß ich deinen Schwindel nicht durchschaue? O, mich wirst du nicht verblüffen. Ich habe schon größere Gauner, als du einer bist, entlarvt. Schwindel, alles Schwindel . . .“

Betroffen stand ich vor diesem unfaßbaren Rätsel und wider meinen Willen errötete ich, wie alle Menschen, deren Gedankengang einer Unwahrheit überführt wird. „Verzeihen Sie, großer Meister, die Freiheit meiner Gedankenassoziationen, die eine trübe Erfahrung immer über jenes Gehirnzentrum führt, das ein moderner Gall als das Zentrum der Skepsis und des Zweifels bezeichnen müßte.“

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Freund, wenn Sie längere Zeit mit meinem Apparate arbeiten, so werden Sie sich an solche Vorkommnisse gewöhnen müssen. Ich glaube nicht, daß Sie unter zehntausend

Menschen einen finden werden, dessen Gedanken sich mit seinen Worten decken. Das ist leider nur bei den Tieren der Fall, mit denen ich dann vor Ihnen einige Versuche anstellen werde. Sie sind doch begierig, das Wesen meiner neuen Erfindung kennen zu lernen? Sie ist eigentlich sehr einfach. Aber Sie wissen ja, jeder neue, große Fortschritt ist nur der zufälligen Entdeckung des Selbstverständlichen zu verdanken. Dieser feinen Staniolplatte werden die Schwingungen des Gehirns übermittelt — feine, fast unmeßbare Schwingungen. Durch diese Leitungsschnüre werden diese leisen Schwingungen in diesen Kasten geleitet, wo sie durch einen Multiplikator, der ihre Kraft auf das tausendfache verstärkt, hindurchgehen müssen. Das Weitere ist sehr einfach. Ich lasse diese Schwingungen entweder einem schreibenden Telephon übermitteln — Sie wissen, die Erfindung ist schon einige Jahre alt und nicht von mir — oder in einen von mir verbesserten Phonographen einströmen, der diese elektrischen Schwingungen in die menschliche Sprache — ich habe die deutsche gewählt — übersetzt."

„Das ist ja großartig! Sie werden ja damit eine Revolution unseres Lebens hervorbringen."

Aber schon kreischte der Phonograph mit seiner eintönigen blechernen Stimme: „Das ist ja großartig, aber praktischen Wert hat es gar keinen."

Wieder mußte ich, auf einer Lüge ertappt, heftig erröten. Doktor Germain de la Calamotte lachte hell auf. „Wollen wir uns nicht lieber durch den Phonographen unterhalten? Sie müssen erst lernen, so zu reden, wie Sie denken. Meine Erfindung sollte nur ein Spielzeug sein?" — „Was denn?" brummte der Phonograph. — „Haben Sie denn bedacht, was ich damit leisten kann? Das ganze Gerichtsverfahren wird auf eine kurze phonographische Aufnahme reduziert.

Es gibt keine unschuldig Verurteilten mehr, alles muß mir mein Apparat erzählen. Wer sich nicht freiwillig aufnehmen lassen will, der wird in der Narkose zum Sprechen gebracht. Der zweifelnde Gatte kann sich jederzeit von der Treue oder Untreue seiner Frau überzeugen, der Lehrer kann genau ergründen, was das Gehirn seines Schülers in einem Jahre in der Schule gelernt hat, kurz und gut, die Welt der unbewußten Gedanken, die Abgründe der geheim versteckten Gefühle, sie können alle erforscht werden — es gibt keine Rätsel der Seele mehr."

Auf ein elektrisches Signal des geistreichen Erfinders erschien ein Diener mit einem großen, schwarzen Neufundländer. Schweifwedelnd stürzte sich das kluge Tier auf seinen Herrn, der ihm die Staniolplatten um den Schädel band und das Uhrwerk in Bewegung setzte.

„Mein guter, guter Herr," schnarrte der Phonograph, „wie lieb ich dich, doch wer ist denn dieser fremde Herr? Er wird dir doch nichts zuleide tun; ich warte nur darauf, bis er es wagt, dann will ich mich auf ihn stürzen und meine weißen Zähne in sein Fleisch graben. Traue dich nur, du frecher Eindringling!" Dabei ließ der Hund ein deutliches Knurren vernehmen.

„Ruhig, Cäsar," rief der Herr, „so, du hast deine Pflicht getan, du kannst gehen. Wollen wir jetzt noch einen zweiten Versuch machen? Ich werde Ihnen noch eine Katze vorführen; es ist lächerlich, daß so viele Menschen geglaubt haben, das Tier denke nicht und es gäbe keine Tierseele. Sie können sich überzeugen, daß alle Wesen des Tierreiches Gefühle und Gedanken haben, und ich hoffe, auch in Bälde einen Apparat zu konstruieren, der die Sprache der Pflanzen in menschliche Laute verwandelt. Der Hund denkt

allerdings schon in der Sprache, in der sein Herr mit ihm verkehrt. Aber da dieselben Gedanken dieselben Wellen hervorrufen, so wird es möglich sein, alle Gefühlsäußerungen des Weltalls auf eine bestimmte Sprache zurückzuführen. Wollen Sie die Katze hören oder ziehen Sie einen Säugling vor?"

„Ich bitte um den Säugling."

Doktor Calamotte überreichte mir einige Tagebuchblätter seines drei Monate alten Sohnes. „Sehen Sie," sagte er und wies auf einen großen Schrank hin, „diese zwanzig großen Bände sind eigentlich die gesammelten Werke meines zwölf Wochen alten François, den ich die erste Zeit fast permanent mit meinem Apparat beobachtete. Das wird die Geschichte eines Menschen werden, die ungeheueres Aufsehen machen muß. — Lesen Sie nur seine letzten Gedanken von heute morgen."

Ich tat, wie mir geheißen. „Warum läßt man mich so lange hungern, ist es eine Art, mich so zu quälen? Auch bin ich viel zu fest eingeschnürt. Warum schaukelt mich denn diese dumme Amme so heftig hin und her? Wenn sie mir lieber zu trinken geben würde!" In diesem Sinne gingen die Ausführungen über mehrere Seiten — François schien noch nicht über viele Gedankenreihen zu verfügen.

„Lieber Doktor," sprach ich, „lassen Sie mich jetzt Ihre Gedanken lesen." Doktor Calamotte erschrak heftig. „Was Ihnen nicht einfällt, ich weiß noch nicht, ob Sie schon auf wahre Gedanken entsprechend trainiert sind. Merken Sie sich das Eine: Ich will meinen Apparat nur für die großen Notwendigkeiten sparen; denn wenn in Wahrheit ein Mensch wüßte, was der andere von ihm denkt, wenn all das dichte Netz von Lüge, Falschheit und Heuchelei, das jetzt über unsere Taten, Worte und Gedanken ausgebreitet ist, zerrissen

würde, der Mensch würde sich schaudernd vom Menschen abwenden und einsam in die Wälder flüchten, um im Verkehr mit den Tieren die Wahrheit zu lernen. Das sind die Errungenschaften unserer Kultur!"

„Sie sehen zu schwarz, was liegt denn daran, daß wir uns gegenseitig immer belügen. In der Lüge wohnt das Glück."

„Das Glück? Soll ich Ihnen einige Aufnahmen von Glücklichen vorführen?"

„Um Himmelswillen, nein! Sie haben mir schon zuviel gesagt; meinen Lesern jedoch will ich eine genaue Beschreibung Ihres Apparates übermitteln und einen großen Preis für denjenigen Menschen ausschreiben, der es wagen würde, die geheimen, unbewußten Gedanken eines einzigen Tages und einer Nacht zu veröffentlichen."

Doktor Germain de la Calamotte lachte hell auf. „Glauben Sie, daß die Menschen wissen wollen, was sie denken? Ja, wenn sie schon so weit wären, wie es die alten Philosophen mit ihrem ‚Erkenne dich selbst' angestrebt haben... Wenn sie schon so weit wären, dann wäre ja mein ganzer Apparat überflüssig . . ."

Phantasien eines Geimpften.

Wäre ich in Wien gewesen, als die sogenannte Blatternepidemie ausbrach, ich hätte all das, was ich berichten will, nicht erlebt. Aber aus der Ferne sehen sich alle Dinge viel schrecklicher an. Ein paar Fälle einer nie erloschenen Krankheit werden gleich Epidemie genannt. Gewisse Kleinigkeiten wachsen eben mit zunehmender Entfernung, auch die Furcht und zugleich die Verehrung der Wohltaten der Kälberlymphe. Ich war damals im Ausland, so beschloß ich also, mich im Ausland impfen zu lassen. Und die Gelegenheit war so günstig. Zufällig hielt ich mich in der Stadt auf, wo der berühmte Bakteriologe Professor Seuchenfresser sein Laboratorium hatte. Auch regte sich mein Forschertrieb. Bei dieser Gelegenheit konnte ich ja vielleicht ein regelrechtes Interview mit dem gefeierten Gelehrten absolvieren und so das teure Honorar der Impfung durch neues Wissen in quadratischer Potenz hereinbringen.

Gedacht — getan. Ich war nie ein Freund von langen Entschlüssen. Ein Autobus brachte mich in einigen Minuten vor das Institut des Menschenfreundes. Er war zufällig zu Hause und gleich zu sprechen.

Ob ich nicht einen hochvirulenten Pestbazillus beobachten wolle, den er gerade im Mikroskop eingestellt hatte? Ich zeigte — so unhöflich kann ich mitunter sein — nicht das geringste Verlangen nach dieser neuen Bekanntschaft. Ich hätte genug mit der Angst vor den Blattern auszustehen. Ich wäre schon glücklich, wenn ich nur die Impfung überstanden hätte.

„Was für Lymphe wünschen Sie denn?“ fragte der zuvorkommende Professor, der alle Vorbereitungen zu der von mir gewünschten Operation traf.

„Selbstverständlich Kuhpockenlymphe.“

„Man sieht, daß Sie mit den neuesten Forschungen der Medizin nicht vertraut sind,“ bemerkte Dr. Seuchenfresser. „Wissen Sie denn nicht, daß wir zwanzig verschiedene Arten der Lymphe besitzen?“

Ich war ganz beschämt. „Wir haben in Wien noch nichts davon gehört. Sie müssen schon so liebenswürdig sein und mir einige Aufklärungen über die verschiedenen Arten der Lymphe geben, ehe ich mich zu einer entschließe.“

„Sehr gern. Sie kennen doch die seit Jahren anerkannte Theorie, daß jede Zelle ein genaues Spiegelbild des ganzen Körpers ist? Gewissermaßen ein Mikrokosmus, der alle Eigenschaften des Makrokosmus enthält? Nur auf solche Weise können wir uns erklären, daß das winzig kleine Keimplasma alle Eigenschaften des Erzeugers übertragen kann. Ist es nicht wunderbar, daß eine Zelle in der Größe eines Millionstel Millimeters beispielsweise die große Nase, den merkwürdigen Gang, das musikalische Gehör, die leichte Erregbarkeit usw. übertragen kann? Dies ist ja nur möglich, weil in dem verschwindend geringen Tröpfchen des Protoplasma alle die Eigenschaften des Vaters enthalten sind, weil jede Zelle das getreue Abbild des Organismus ist, dem sie angehört. Der große Schritt, den die Wissenschaft nach vorwärts gemacht hat, ist die Erkenntnis, daß wir mit der Impfung und der Einspritzung des Serums — beides sind ja Produkte, die durch Passieren eines Tierkörpers ihrer Giftigkeit beraubt wurden — auch die Eigenschaften des Tieres auf den Menschen übertragen.“

„Herr Professor! Sie belieben zu scherzen!“ erlaubte ich mir einzuwerfen.

„Keine Rede von einem Scherz! Erscheint Ihnen denn der Gedanke so unsinnig? Was ist denn das Serum, das wir einspritzen? Eine tierische, hochorganisierte Substanz! Was ist der Eiter der Kuhpocke, aus dem wir den Impfstoff beziehen? Woraus besteht er? Aus zerfallenen weißen Blutkörperchen der Kuh. Es ist gar keine Frage: die Impfung überträgt dem menschlichen Körper eine Spur des tierischen Protoplasmas, eine Spur, die schon genügt, um im Laufe der Jahrhunderte eine große Wirkung auszuüben. Ich glaube, dem einsichtigen Denker ist dieser Einfluß der Tierwelt auf den Menschen nicht entgangen. Die Impfung besteht schon mehr als hundert Jahre. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Eigenschaften der Kälber auf die ganze geimpfte Menschheit abgefärbt haben. Das Kalb ist ein harmloses, friedliches Tierchen. Haben Sie nicht bemerkt, daß in allen Staaten, wo die Impfung eingeführt wurde, der kriegerische Charakter des Volkes gemildert wurde? Wo gab es vor hundert Jahren Friedensvereine? Nirgends! Wo sind sie heute zu finden? In den Kulturstaaten. Wo fehlen sie? In den Staaten, wo man nicht impft. Jetzt werden Sie begreifen, weshalb in Marokko, in Rußland, in Südamerika, in China und in Afrika so viel gekämpft wird. Es handelt sich um Völker, welche die Impfung gar nicht oder sehr wenig kennen. Andererseits ist das Kalb ein Tier, das immer in Herden lebt, niemals vereinzelt. Merken Sie nicht den Zusammenhang? In allen Kulturstaaten entsteht eine mächtige soziale Bewegung. Die Menschheit teilt sich in verschiedene Gruppen. Die Gruppen sammeln sich wieder. Auch das neue Aufflammen der sogenannten Vereinsmeierei hängt nur mit der Impfung zusammen.“

Ich war ganz entzückt über diese neue Erkenntnis. „Ach, lieber Herr Professor, Sie haben mir erst die Augen geöffnet. Jetzt sehe ich ja den Zusammenhang klar ein. Es liegt etwas Erhebendes in dieser Erkenntnis. Ich bin nämlich ein Wiener, ein Bürger jener Stadt, in der sich die Parteien nie miteinander vertragen. Was erwarten Sie von der gesamten Durchimpfung der Stadt? Wird eine friedliche Bewegung von ungeheurer Gewalt alle Gegensätze verlöschen und eine neue Ära der Eintracht und der Liebe erblühen lassen? Werden wir tausend neue Vereine gründen?“

„Gemach! Gemach!“ sagte der Gelehrte. „Ich bin mit meinen Auseinandersetzungen noch nicht fertig. Die Schlußfolgerungen können Sie dann selber ziehen. Diese Einimpfung von tierischen Substanzen hat auch ihre Nachteile, die ich Ihnen nicht verhehlen kann. Das Niveau, das geistige Niveau der Menschen sinkt von Jahr zu Jahr. Die letzten hundert Jahre haben kein großes Genie hervorgebracht. Wir haben zahllose Talente, aber kein Genie! Wo können Sie mir heute einen Shakespeare, einen Newton, einen Kepler, einen Goethe, einen Lionardo da Vinci zeigen? Zur Zeit der Impfung sind sie nicht mehr möglich. Man spricht so viel von der Degeneration der Menschen. Man klagt allgemein, daß die Reaktionäre die Oberhand gewinnen. Alle diese Erscheinungen sind nur Folgen der allgemeinen Vakzination, und gerade jene Kreise, die sich gegen die Impfung sträuben, hätten allen Grund, die Herdennatur des Homo sapiens zu verstärken . . . Doch ich müßte noch Stunden reden, um dies Thema zu erschöpfen. Sie wollen ja wissen, welche Lymphe Sie anwenden sollen. Sehen Sie, da haben meine Forschungen eingesetzt. Ich habe mir immer gedacht, daß sich in der Lymphe die verschiedenen Eigenschaften der verschiedenen Individuali-

täten unter den Stieren nachweisen lassen müßten. Ich habe Jahrzehnte damit zugebracht, die verschiedenen Individualitäten unter den Stieren — denn ihre Eigenschaften vererben sich auf das Kalb — zu beobachten. Ich kam dazu auf eine sonderbare Art. Mir war es aufgefallen, daß die meisten Anarchisten aus Spanien stammen, aus dem Lande, wo infolge der Stierkämpfe eine Generation wilder, unbändiger, blutrünstiger Stiere gezüchtet wird. Ich reiste nach Spanien und nahm mir die Mühe, der Sache nachzugehen. Es zeigte sich, daß alle Anarchisten tatsächlich geimpft waren und — jetzt merken Sie auf — mit einer Lymphe geimpft, die einem Kalb entstammte, dessen Vater ein Kampfstier gewesen. Jetzt war mir die Sache klar. Es gelang mir, zwanzig verschiedene Charaktere unter den Ochsen und Kühen, die auch in Betracht kamen, nachzuweisen. Und so kann ich nach Belieben einen wirklichen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausüben. Ich kann ihn besänftigen, wenn ich die Lymphe eines inländischen Kalbes benütze, ich kann ihn wild machen, wenn ich meine in allen Staaten patentierte ‚Stierkämpfer-Lymphe' anwende.“

Das ist wirklich hochinteressant. Aber welche Lymphe wollen Sie denn bei mir anwenden, Herr Professor?“

„Das hängt nur vom Stande ab, dem Sie angehören. Ein Krieger braucht Mut, ein Prediger Sanftmut, ein Kaufmann kühles Blut und ein Beamter Geduld. Was ist denn Ihr Beruf?“

„Ich bin Arzt und Schriftsteller.“

„Ach — das trifft sich ja herrlich. Ich habe eine Lymphe, die ich noch nicht erprobt habe. Das ist die ‚zehnfach starke Wiederkäuerlymphe'. Erlauben Sie mir Ihren Arm ... So, die Impfung ist vorüber. Sie werden jetzt für Ihren Beruf sehr geeignet erscheinen.“

„Wie meinen Sie das — Herr Professor?"

„Ihre Gedanken werden immer um das eine Thema kreisen. Sie werden ein geistiger Wiederkäuer sein. Sie werden beispielsweise . . ."

„Aber — das ist ja ein unglaubliches Vorgehen!" schrie ich auf. „Mit welchem Recht rauben Sie mir meine geistige Freiheit? Hätten Sie mich nicht vorher fragen können?"

Mein Zorn steigerte sich. Meine Augen rollten, es wurde mir vor meinen Augen dunkel. Ich hob die Faust, um den Professor niederzuschlagen.

„Halten Sie ein — Unglückseliger . . .", rief der Professor in höchster Not, „ich habe mich ja geirrt. Ich habe die Phiolen verwechselt. Sie sind mit ‚Stierkämpferlymphe' geimpft!"

„Dann sollen Sie das erste Opfer des Stierkampfes sein, Sie eingebildeter Lymphverschleißer!"

Ich stürzte mich auf Seuchenfresser. Ein Ringen auf Tod und Leben begann. Ich hatte aber offenbar seine Kraft unterschätzt. Ich kam zu Boden und Seuchenfresser preßte mir die Arme derart an die Brust, daß ich stöhnend aufschrie. Aber ich gewann bald dank der „Stierkämpferlymphe" die Oberhand. Ich streckte den großen Bakteriologen mit regelrechten Ober- und Untergriffen, die mir automatisch zur Verfügung standen, zu Boden und verließ das Laboratorium.

Ich habe dann eine Zeitlang noch Stierkämpferinstinkte gezeigt, die mir in der Praxis sehr zugute kamen. — —

Manchmal habe ich aber einen fürchterlichen Verdacht. Am Ende habe ich doch die „zehnfach starke Wiederkäuerlymphe" erhalten. Ich weiß nicht, aber — — — — —

Der Himmel der Namenlosen.

An der Himmelstür empfing mich Petrus.

„Das ist schön, dass du einmal hergekommen bist, und ganz besonders freut es mich, daß du gerade heute gekommen bist. Hast du denn gewußt, daß wir heute die große Musterung aller Himmelsbewohner haben, daß sie heute nach Rang und Verdienst geordnet werden? Das wird eine unendliche Reihe werden, die von den höchsten Gipfeln der Menschheit bis zu den kleinsten Geistern reichen wird, bis zu den Schwachen im Geiste, welche eigentlich meiner Ansicht nach in die Hölle gehören; denn wenn ein Dummer fromm ist, so ist das ja kein Verdienst."

„Ich habe gehört, lieber Petrus," erwiderte ich bescheiden, „daß heute auch die Höllenmusterung stattfindet. Kann man die wenigstens von der Ferne sehen? Hinein traue ich mich nicht. Ich fange ohnedies so leicht Feuer."

„Die Hölle — die Hölle," sprach Petrus, und ein seltsam listiges Lächeln huschte über sein Gesicht, „so arg ist's mit der Hitze nicht; es gibt sogar Stellen, wo es ganz gemütlich warm ist. Freilich wirst du hinein können; das geht jetzt ganz gut, seitdem ich mit Luzifer den großen Ausgleich geschlossen habe und wir zuweilen unterschiedliche Seelen austauschen. Denn weißt du, bei dem großen Andrang, der jetzt hier vor der Himmelstür herrscht und den

wir im Grunde genommen nicht so sehr den Ärzten als den verschiedenen neuen Erfindungen verdanken, ist es oft schwer, auf den ersten Blick zu entscheiden, ob jemand in den Himmel oder in die Hölle gehört. Ich weiß nicht, warum alle Menschen justament in den Himmel kommen wollen, der bald schrecklich überfüllt sein wird. Mir gefällt die Hölle eigentlich an manchen Stellen gar nicht so schlecht. Schau! schau! Es ist schon zwölf Uhr, die Elektrischen und die Stadtbahnen verkehren nicht mehr, alles liegt im friedlichen Schlummer, heut kommt kein Mensch mehr herauf. Da kann ich dich ein Stückchen begleiten. Eilen wir, es wird spät."

„Lieber Petrus, ich bin so aufgeregt, daß mir mein Herz zu zerspringen droht; auf der Erde hat man so selten Gelegenheit, mit einem großen Manne zu verkehren, meistens erfahren wir erst nachdem er tot ist, daß das ein großer Mann gewesen ist. Dann ist's natürlich schon zu spät. Ich habe mich auch an die Spiritisten gewendet, aber da bin ich schön hineingefallen."

„Wie war's denn?"

„Ich habe mir den Geist Kants beschwören lassen. Zehn Kronen hat der Spaß gekostet. Ich legte ihm verschiedene Fragen über die Philosophie des Unbewußten, über die Kritik der reinen Vernunft, über die Welt als Wille und Vorstellung, über Zarathustra und Buddha vor. Er gab mir aber im unverfälschten Wiener Dialekte immer die gleiche Antwort: „Hörst net auf mit der damischen Fragerei?' Auf meine letzte Frage, über den Zusammenhang zwischen den unkommensurablen Schwingungen der Äthermoleküle mit den flüssigen Gasen des Erdinnern erwiderte er mir: ‚Lassen S' mich schon einmal aus.' Empörend, nicht wahr? Zehn Kronen hat's gekostet.

Du wirst begreifen, daß ich die Lust verloren habe, auf der Erde mit den Geistern zu verkehren. Aber heute, das ist ganz was anderes. Heute werde ich alle großen Geister versammelt sehen. Homer und Sophokles, Dante und Servantes, Molière, Shakespeare, Goethe, Newton, Lionardo da Vinci, Beethoven, Spinoza . . ."

„Genug, genug!" rief Petrus. „Genug der Namen."

„Nenne mir nur den größten aller Menschen. Wer hat diesen Preis errungen? Ist es Goethe?"

Petrus lächelte mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, die jedoch diesmal eine deutliche Spur von Ironie und Schadenfreude entdecken ließ. „Du wirst schon sehen."

Wir traten auf eine unermeßlich große Wiese, deren Anfang und deren Ende nicht zu übersehen war. Diese Wiese wimmelte von unzähligen Menschen verschiedenen Alters, die alle in paradiesischer Nacktheit umherstiegen. Eine laue, milde Luft erfüllte die seligen Gefilde, so daß die jedem irdischen Wunsche entrückten Gestalten keine Kälte fühlen konnten. Hier war jeder nur Mensch und das entstellende oder verschönernde irdische Kleid wäre eine Entweihung der keuschen Gottesnatur gewesen.

„Führe mich zu den größten Geistern. Ich erkenne ja keinen Menschen. Sie sehen ohne Kleider einander so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Klinger hat doch mit seinem nackten Beethoven nicht so unrecht gehabt. Ich habe von unseren Größen Vorstellungen, die mit verschiedenen Kostümen assoziiert sind. Also zeige mir doch die größten Geister der Erde.

„Du stehst vor ihnen. Diese ungeheure Menschenmenge repräsentiert die besten Menschen aller Nationen, aller Zeiten, aller Berufsarten."

„Kannst du mir denn nicht sagen, welcher der absolut Größte war?“

„Was fällt dir denn ein, jemand kann in seinem Berufe ein Genie und auf dem anderen Gebiete ein Dummkopf sein.“

„Ja, ja, das stimmt. Schon Schopenhauer hat gesagt, ein großer Philosoph könne im praktischen Leben ein großer Esel sein. Vor welcher Gruppe stehen wir denn jetzt?“

„Das sind Ärzte.“

„Ah! Ärzte. Zeige mir Hippokrates, Celsus, Galen, Maimonides? Und die neueren erst — Billroth, Skoda, Virchow, wo sind sie?“

„Sie dürften weit rückwärts sein. Vor dir steht der größte aller Ärzte.“

Ein hochgewachsener, freundlich blickender, schneeweißer Greis sah mir ohne jegliche Erregung gemütlich in die Augen.

„Wie heißen Sie?“ frug ich neugierig. — „Wilhelm Maiendorf,“ antwortete er liebenswürdig.

„Merkwürdig. Ich habe diesen Namen noch nie gehört. Wo und wann wirkten Sie?“

„Ich war nur ein einfacher Landarzt Anfang des 19. Jahrhunderts in einem deutschen Gebirgsort, weit abwärts von der breiten Straße des Lebens. Gearbeitet habe ich genug. Ich war Chirurg, Geburtshelfer, Internist, Zahnarzt, Hautspezialist, Ohrendoktor, Nerven- und Seelenarzt. Alles war ich. O, ich habe viel gearbeitet. Mein Leben war nicht leicht.“

Erstaunt fragte ich Petrus: „Warum ist der Mann nicht bekannt geworden. Wenn er der Erste war, warum wurde er nicht Professor?“

„Du bist unglaublich naiv, wie alle Menschen. Sieh' dir diesen Mann nur genau an. Er hat die größten Erfindungen euerer stolzen Zeit vorgeahnt und prak-

tisch angewendet: Die Antiseptik vor Lister, die Perkussion vor Skoda, die Narkose vor Simson, alles hat er vorher gewußt. Und wer kennt heute seinen Namen! Was wißt ihr blinde Kreaturen überhaupt, wer groß ist und wer nicht? Daß ich nicht lache! Nach dem Tode seht ihr manchmal, daß ihr jemanden unterschätzt habt, das sind jedoch nur seltene Ausnahmen. Wieviel Tausende, Hunderttausende, Millionen von Größen sind schon gestorben, ohne daß die Menschheit es geahnt hat, was sie verloren hat. Und weißt du, warum dieser Arzt der Größte ist, weil er bei all seinem Wissen und Können nie den Klagen eines Patienten gegenüber die Geduld verloren hat, weil er nie auf den Erwerb, sondern nur auf das Wohl seiner Kranken Rücksicht genommen hat, weil er seinen Leidenden alles sein konnte: Arzt, Vertrauter, Freund, Vater und unter Umständen auch Erzieher."

„Die Musiker laß mich sehen. Da gibt es keinen Zweifel. Ich kenne unsere Größen genau."

Wir kamen zu den Musikern. Wieder standen in der ersten Reihe lauter fremde Gesichter. „Felice Antonio Grassofore, ein Künstler in einem kleinen italienischen Dörfchen, heißt der erste," meint Petrus. Ein kleines, spindeldürres Männlein von bizarrer Häßlichkeit stand vor mir. Die Geister verstehen alle Sprachen und so konnte ich ihn bequem ausfragen.

„Haben Sie etwas drucken lassen?"

„Wie ich noch jung war sandte ich meine Werke nach allen möglichen Richtungen. Kein Verleger wollte von mir etwas annehmen. Meine Kompositionen wären wirres, unmelodiöses Zeug, schrien sie. Ich solle das Komponieren aufgeben. Bevor ich gestorben bin, habe ich alle Noten verbrannt."

„Lebt nichts auf der Erde von Ihren Werken?"

„Doch, doch! Eines meiner Lieder ist ein Volkslied geworden. Erst gestern saß ein verliebter Jüngling mit seiner Liebsten am Meeresstrande und sie konnten kein Wort finden, das ihre traurige Stimmung ausdrücken konnte; denn sie sollten einander verlassen. Da sangen sie mein Lied und weinten und jubelten durcheinander im Trennungsweh und Liebesglück. Ich bin zufrieden."

Auch die größten Maler trugen gar keine bekannten Namen, ja der allererste unter ihnen hatte in seinem Leben keinen Pinsel in der Hand gehabt. Denkt euch, nur gedacht hat er seine Bilder und sie nie ausführen können, weil er es wußte, daß das Werk nie die Höhe seiner Gedanken hätte erreichen können.

Weiter und weiter ging's. Bei einer kleinen Gruppe blieb Petrus stehen. „Das sind unsere rarsten Vögel," meinte er. „Die verschiedenen Richter und Rechtsgelehrten. Siehst du den ersten? Der hat vor zweitausend Jahren gelebt. Das war bisher der einzige Richter, der keinem Menschen unrecht getan hat, der einzige, der es verstanden hat, seine Urteile, von seinen persönlichen Empfindungen nicht beeinflussen zu lassen. Hinter ihm steht ein Kritiker, der ähnlich gedacht und gehandelt hat."

„Diese Gruppe interessiert mich nicht. Wenn du schon so freundlich bist, zeige mir noch die Dichter. Bitte, laß mich die großen Dichter sehen."

Nach einigen Minuten stand ich vor den Dichtern.

In der vordersten Reihe saß ein Krüppel, dessen Beine ganz verwachsen waren, auch der Rücken war schief und hatte einen häßlichen Buckel aufzuweisen.

„Das ist Cesario Caligenio — der größte Dichter aller Zeiten."

„Wo hat er gelebt?"

„Vor dreihundert Jahren in Spanien. Er war mürrisch und verschlossen und sprach fast mit keinem Menschen, außer der alten Mutter, ein Wort. Abends saß er vor seiner Tür, blickte auf die Sterne, sah dem Spiele der nächtlichen finsteren Wolken zu und dachte Gedichte — sprach diese tonlos vor sich hin. Kein Mensch hat sie vernommen. Aber dem lieben Gott entgeht nicht der leiseste Gedanke menschlichen Fühlens. Durch alle Jubelrufe, durch alle Schmerzensschreie, durch die Choräle der Märtyrer und das Kriegsgeheul der Wilden drang die dumpfe Sprache — er war taub und stumm der arme Dichter — an unser Ohr. O, hättet ihr die Gedichte lesen können, die der arme Krüppel sich ausgedacht hat, euer Herz hätte vor Wonne erzittert, wie der verliebte Jüngling, wenn er nach langen Monden seine heißersehnte Geliebte sieht, und wenn euer Herz aus Stein gewesen wäre, es wäre doch geschmolzen und eure Augen hätten Tränen geweint — vor Freude und Rührung. Wen suchst du denn."

„Napoleon."

„Napoleon — der ist ja hinter den ersten Tausenden."

„Sind das lauter Unbekannte?"

„Lauter fremde Namen."

„Petrus, mir schaudert vor deinem Paradiese mit seinen ersten Geistern. Laß mich in die Hölle gehen, vielleicht treffe ich dort einige Bekannte."

„Kann schon sein," meinte Petrus und schmunzelte. „Vorwärts in die Hölle!"

Über einen schmalen Steg kamen wir in die Hölle. Sie lag nämlich merkwürdig nahe beim Paradies. Ein Schritt — ein einziger Schritt lag zwischen Himmel und Hölle.

„Was willst du sehen?"

„Die Musiker."

„Gut, die kannst du sehen. Die haben noch leichte Strafen."

Durch einige schmale Gänge kamen wir in einen Riesensaal, in dem ein Heidenspektakel herrschte.

„Siehst," sprach Petrus, „hier sind alle Musiker, die fremdes Gut benutzt haben; ihre Strafe ist scheinbar leicht. Ein Klavier spielt ihnen automatisch alle ihre Kompositionen vor, fortwährend — Tag und Nacht."

Dort sah ich viele bekannte Namen — sogar aus der jüngsten Zeit. Ich will aber keinen Namen nennen.

Die Kritikerhölle war noch greulicher. Ein jeder Kritiker stand unter Aufsicht des von ihm ungerecht verrissenen Künstlers. Sie bestimmten täglich seine Strafen und weideten sich an seinen Qualen.

O — es gab viel zu sehen in der Hölle und ich fand manche Abteilungen ganz gemütlich. Stellenweise war es wohl heiß, aber eine nicht unangenehm erträgliche Hitze.

„Weißt du, Petrus, was mir jetzt einfällt? Die Hölle haben wir eigentlich auch auf Erden. Aber der Himmel fehlt uns eigentlich vollkommen."

„Er fehlt euch nicht, blindes Menschenkind. Ihr wollt ihn nicht sehen. Weißt du, daß wir uns mit dem Gedanken tragen, die Hölle aufzulösen? Wozu diese überflüssige Maßregel? Ihr macht euch ja selber die Hölle auf Erden. Was sind alle Qualen und alle Pein der Hölle gegen die Qual und die Pein, die ihr euch und den anderen bereitet? Und dann! — Ihr seht nicht eure Großen und macht eure Kleinen groß. Ihr kennt euren Himmel und seine Sterne nicht. Eure ganze Erde, sie ist ein Himmel der Namenlosen."

Aschermittwoch.

Ein sonderbares Straßenbild! Ein schwerer Kohlenwagen, von zwei wuchtigen Rossen gezogen, knarrt über das holperige Pflaster. Der Kutscher sitzt halb weinselig und in besonderem Aufzug auf dem Bock. Ein weiß-rot gestreifter, unförmig hoher Zylinder schmückt sein hin und her torkelndes Haupt; eine feuerrote Kupfernase mit einer Drahtbrille dienen zur Erhöhung des grotesken Eindruckes. Seine Peitsche ist mit rosafarbenen Rosetten geschmückt, und auch die Rosse haben die gleiche Zierde. An den Ohren, am Rücken, in den langhaarigen, wohlgepflegten Schweifen.

Faschingdienstag. Das Volk fühlt noch etwas an den historischen Tagen. Im Unbewußten seiner Seele schlummert die Erinnerung an eine Zeit, wo dieser Tag das Ende eines großen, seligen Rausches, den Höhepunkt einer wilden Ekstase bedeutete. Im Volke lebt noch die Macht der Tradition. Den „historischen Instinkt" würden es die modernen Psychologen nennen.

Langsam knirscht der Kohlenwagen über die holprige Straße durch den sonnigen, milden Wintertag. Hinter ihm eilt geschäftig eine kleine, armselige Frau und sammelt die Kohlen, die hie und da abfallen. Vereinigt sie freudestrahlend in einen immer schwerer werdenden Korb. Plötzlich muß der Wagen halten. Eine Elektrische ist stecken geblieben, weil ein anderer Kohlenwagen niedergebrochen ist. Eine Zeitlang eine allgemeine, wilde, unvernünftige Bewegung. Alle Kutscher fluchen, poltern, machen rohe Witze, die Pas-

santen mengen sich drein. Aufgeregt eilt ein Wachmann herbei.

„Platz machen! Eine Hofequipage! Platz machen!"

Die Hofequipage fährt geräuschlos auf Gummirädern bis an den Kohlenwagen heran. Mit einem Ruck bleibt sie stehen. Es geht nicht weiter.

Von der anderen Seite kommt ein junger Kavallerieoffizier herangeritten. Auch er bleibt im Gewühl stecken und findet keinen Ausweg.

Eine Zeitlang traben sie nebeneinander und sehen sich ins Gesicht: die feine Dame, die den Kopf aus der Equipage herausbiegt, der schmucke Offizier, der närrisch angekleidete Kutscher und die arme kleine Frau . . .

Ein Automobil rast im schnellsten Tempo heran und ersucht durch grelle Signale der Huppe um freie Bahn. Der Chauffeur bremst mächtig, so daß es den schweren Wagen beinahe zur Seite wirft. Aus dem Auto springt ein schlanker Arzt mit einer großen, gelben Tasche. Er hat es sehr eilig und ist ungehalten ob der unwillkommenen Störung. Er muß zu einer Geburt und wird schon dringend erwartet.

Er wechselt mit dem Offizier einige Worte. Sie haben sich heute schon einmal gesehen. Der lebenslustige Arzt war mit seiner jungen Frau bei einer Faschingsdienstagsredoute. Er trug das Gewand eines Harlekins. Plötzlich stürzte eine Dame in grünem Domino bewußtlos zu Boden. Er ließ sie in die Garderobe tragen, löste ihre Kleider und brachte sie auf ihren Wunsch im Wagen nach Hause. Er hatte keine Zeit sein Harlekinsgewand abzulegen. Der Offizier hatte ihm auf der Treppe scherzend nachgerufen: „Harlekin als Äskulap!" Ein anderer Herr mit einer großen roten, elektrisch beleuchteten Nase, rief variierend: „Nein! Äskulap als Harlekin!"

Das hatte sich noch vor einigen Stunden abgespielt. Nun standen sie nebeneinander, dachten beide an den tollen Faschingsreigen dieser Nacht und an das merkwürdige Nachspiel. — — —

Ein seltsames Straßenbild! Ein Ausschnitt aus der Tragikomödie des Lebens, ein wunderbares Symbol für den Faschingdienstag.

Doch schon ist es den vereinten Anstrengungen gelungen, den Weg frei zu machen. Der niedergegangene Kohlenwagen liegt auf der Seite des Weges, wie ein ungeheures todkrankes Tier, das sich nicht rühren kann. Die Elektrische setzt sich läutend und quietschend in Bewegung. Die Equipage fährt mit elegantem Schwung davon. Auch der Reiter, dessen Knöpfe, von dem Strahl der Wintersonne getroffen, blitzen und funkeln, wirft sich mit einem energischen Ruck nach vorwärts, nachdem er noch einen Blick auf die arme kleine Frau geworden hat. Auch das Auto rast pustend und huschend davon. Nun ziehen auch die Rosse des Kohlenwagens kräftig an. Durch die plötzliche Bewegung fallen einige Kohlen auf das Pflaster. Hurtig sammelt sie die kleine, arme Frau.

Das Leben flutet weiter.

— — — — — — — — — — — —

Sonderbares Possenspiel des Lebens! Wunderbare Tragikomödie des Alltags! Warum freuen sich denn diese Kutscher so übermäßig, daß sie im Narrenkleid ihre harte Arbeit verrichten, daß sie ihre Rosse schmücken, als ginge es zu einem fröhlichen Reigen? Was haben sie — einzelne ausgenommen —, die um kärglichen Taglohn Fronenden, von den Freuden des Faschings genossen? War ihnen nicht ein Tag so schwer wie der andere? Oder haben sie sich den Rausch einer fröhlich durchtanzten Nacht in festlich geschmückten Sälen bei rauschender Musik gönnen können?

Nein! Die meisten haben, wie es die arme, kleine Frau hinter dem Kohlenwagen tut, höchstens ein bescheidenes Stückchen von dem großen Faschingsjubel der Reichen für sich aufgelesen. Sie haben vor den glänzenden Festsälen gestanden, haben die feinen, vornehmen Wagen vorfahren gesehen und haben die duftigen Kleider der rosigen und rosig geschminkten Damen bewundert. Von der Ferne angestarrt, wie das Kind die unerreichbaren Wunder des Märchens anstarrt. Oder sie haben durch ein halbgeöffnetes Fenster den lockenden Klängen eines Walzers gelauscht. Kleine Kohlenstücke!

Heute aber gehört der Tag ihnen. Sie freuen sich, vielleicht schadenfroh, daß die Freude der anderen ein Ende hat. Alles hat ein Ende! Auch die Lust der Vornehmen. Juchhei! Heute wollen wir lustig sein. Zu einem Tag langt's noch.

Die arme, kleine Frau — was weiß sie von den Freuden des Faschings? Ihr Korb wird immer schwerer. Kaum, daß sie dem Wagen nachkommen kann. Endlich glaubt sie genug zu haben. Für einen warmen Abend wird es ja reichen. Heute ist ja Faschingdienstag. Einmal im Fasching sollen ihre Kinder, soll ihr Mann eine recht warme Stube genießen können. O — sie will ein Feuer entzünden, wie es sich nur die reiche, feine Dame in der Equipage gönnen kann. Ob sie es sich täglich gönnt? Freilich, sie hat es leichter. Sie hat es nicht nötig, jedes bißchen Wärme von der Erde aufzulesen . . .

Wie wir uns über unsere Mitmenschen täuschen können. Auch die feine Dame läuft einem Kohlenwagen nach und sammelt Kohlen. Auch sie möchte von dem Wagen der Lebensfreude für sich einige wärmende Strahlen erhaschen. Ihr ganzes Leben ist so ein großer, schwerer Wagen vor ihr hergefahren.

Immer hatte sie ihn im Auge, immer dachte sie: Einmal wirst du ganz mein. Was hat ihr das Leben gebracht? Hat sie nicht die kleine, arme Frau darum beneidet, daß ihr ein warmes Feuer noch einige Stunden höchster Seligkeit bereiten kann, den Kutscher beneidet, weil er den Mut hat, sich zu der tollen Freude des Faschingdienstags zu bekennen?

Was sie umgibt, ist Zwang, ist höfische Sitte, ist gemessenes Zeremoniell. Von dem wilden Wirbel des Lebens, in den sie sich so gern stürzen möchte, tönt zu ihr ein fernes Rauschen. Was ist ihr der Fasching, was der Faschingdienstag?! . . .

Ihre Stimmung ist ein ewiger Aschermittwoch. Grau liegt das Leben vor ihr. Die Freuden haben durch die Macht der Gewohnheit ihren Glanz verloren. Die Schmerzen verlodern in unterdrückter Glut . . .

Der junge, schneidige Offizier treibt sein schlankes Roß nervös an. Er könnte sonst zu spät nach Hause kommen. Heute will er den Fasching würdig beschließen. Ach — man ist nur einmal jung. Wer weiß, ob er nicht bald vom Tanzsaal auf die Walstatt gerufen wird. Es ist so viel Zündstoff aufgehäuft. Täglich kann es irgendwo losgehen. Darum lieber genießen. Heute ist heut! Leben, bevor der letzte Aschermittwoch kommt . . .

Und der Arzt ist schon bei seiner Patientin und hilft einem zappelnden, quietschenden Wesen beim Eintritt in die Welt. Unterdeß wurde er zu einem Greise gerufen, der im Sterben liegt. Ein Licht verlöscht, während sich ein neues entzündet.

So setzt sich das Leben aus Milliarden kleiner Schmerzen und Freuden zusammen. Ein trüber, wilder Strom braust es dahin in unbekannte Fernen. Einem letzten Aschermittwoch entgegen, der aller Lust und Pein ein Ende macht.

